Nr. 165 — Jahrgang 16 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Sonntag, den 20. Juli 1930

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0,60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 7. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

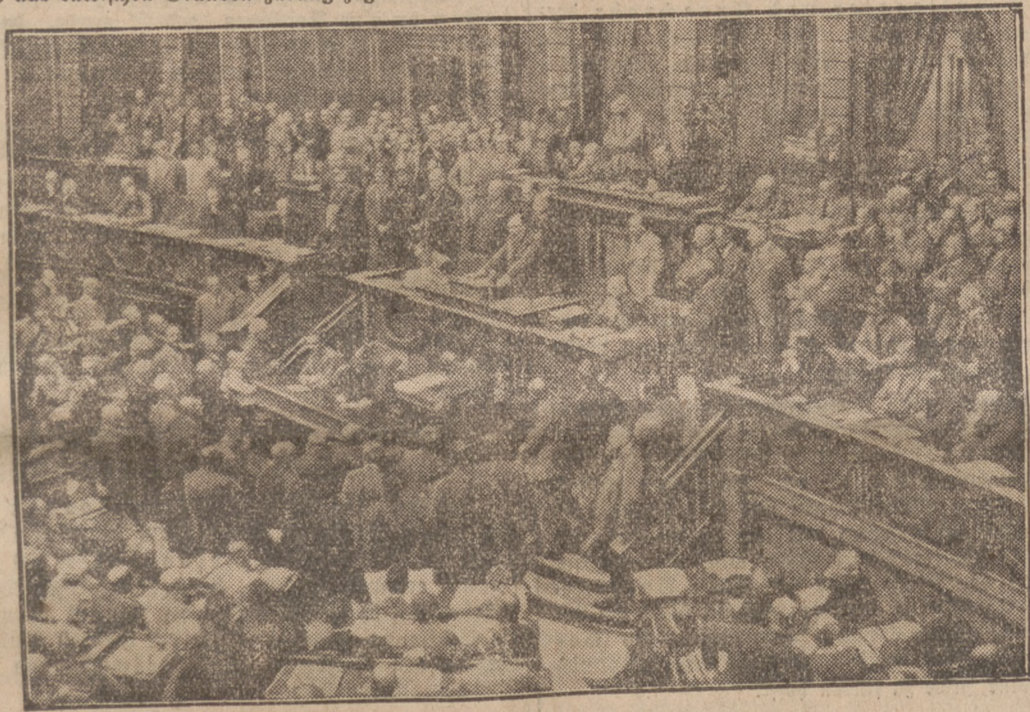
Reichstagswahlen am 14. September

Der Reichstag infolge der Notverordnung aufgelöst — Kein Vertrauen zum Kabinett Brüning — Jubel in der Bevölkerung über die Auflösung — Die Sozialdemokratie kampfentschlossen und siegeszuversichtlich

Berlin. Im Reichstag wurde am Freitag nachmittag über den sozialdemokratischen Antrag auf Aufhebung der Notverordnung entschieden. Die Absicht der Regierungsparteien, zuerst über die Mißtrauensanträge zu entscheiden, scheiterte daran, daß, nachdem mit Hilfe der Deutschnationalen ein entsprechender Beschluß zustande gekommen war, die Mißtrauensanträge der Linken aus taktischen Gründen zurückgezogen wurden.

Für den Aufhebungsantrag stimmten Sozialdemokraten, Kommunisten, Nationalsozialisten und der größte Teil der Deutschnationalen. Der Aufhebungsantrag wurde mit 236 gegen 221 Stimmen angenommen.

Reichskanzler Brüning gab darauf die Erklärung ab, daß der Reichstag damit aufgelöst sei.



Die letzte Sitzung des Reichstages
während der Rede des Reichsinnenministers Wirth (auf der Tribüne — mit aufgestützten Armen), der die Anwendung des Artikels 48 der Reichsverfassung verteidigte.

Der Wortlaut der Auflösungsorder

Berlin. Die Auflösungsorder des Reichspräsidenten, die Reichskanzler Dr. Brüning nach Annahme des Antrages auf Aufhebung der Notverordnungen im Reichstag vorlas, hat folgenden Wortlaut:

„Nachdem der Reichstag heute beschlossen hat, zu verlangen, daß meine auf Grund des Artikels 48 der Reichsverfassung erlassenen Verordnungen vom 16. Juli außer Kraft gesetzt werden, löse ich auf Grund des Artikels 25 den Reichstag auf.

Neuwahlen endgültig am 14. September

Berlin. Amtlich wird mitgeteilt: Der Herr Reichspräsident hat auf Vorschlag des Reichskabinetts durch Verordnung am heutigen Tage den Termin für die Neuwahlen des Reichstages auf Sonntag, den 14. September d. Js., festgesetzt.

Kundgebungen vor dem Reichstag

Berlin. Vor dem Reichstag hatte sich während der entscheidenden Sitzung eine große Menschenmenge eingefunden, die das Ergebnis der Abstimmung abwartete. Die Auflösung des Reichstages wurde mit lebhaften Kundgebungen aufgenommen. Schließlich ging die Polizei dazu über, die Menge vom Reichstagsgebäude abzudrängen.

Das Volk wird entscheiden!

Berlin. Zur Reichstagsauflösung liegen folgende Pressestimmen vor: Der sozialdemokratische „Abend" schreibt unter der Ueberschrift: „Das Volk entscheidet, auf zum Wahlkampf gegen den Bürgerblock", daß die Stunde der Abrechnung da sei. Der sozialdemokratische Gegenstoß gegen die Verfassungsverletzung durch das Kabinett Brüning habe einen ersten Erfolg gezeitigt. Es gelte jetzt die Abrechnung mit dem Bürgerblock zu halten.

Die „Vossische Zeitung" fordert, daß alles, was sich in den letzten Monaten ereignet habe, zurücktreten müsse vor der Aufgabe, es diesmal besser zu machen und einen Reichstag zu wählen, dem es ermöglicht wird, eine einheitliche Politik nach Innen und Außen zu treiben, ohne den Zwang zu bedenklichen Notlösungen.

Die „Frankfurter Zeitung" schreibt zur Auflösung des Reichstages u. a.: Ein Wahlkampf ist zu führen, der ernsteste, den wir seit der Errichtung der Republik zu führen gehabt haben. Denn das muß in den kommenden Wochen beherrschender Gedanke in allen Köpfen und Herzen sein: Es geht in diesem Wahlkampf um das Schicksal der deutschen Demokratie, um ihren Bestand und um ihre Zukunft. Alles muß dafür angespannt werden, mit dem deutschen Reichstag wieder ein arbeitsfähiges Parlament zu schaffen. Der Kampf muß sich vor allem richten gegen diejenigen politischen Gruppen, deren einziger Gedanke es ist, die Arbeitsfähigkeit des Parlaments zu verhindern und damit den Parlamentarismus und die Demokratie zu sabotieren.

Notverordnungen außer Kraft

Berlin. Der Reichspräsident hat auf Verlangen des Reichstages die unterm 16. d. Mts. erlassenen Notverordnungen betr. die Deckungsmaßnahmen und die Gemeindegetränkesteuer mit dem heutigen Tage außer Kraft gesetzt.

Zum Kampf bereit

Sitzung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion.

Berlin. Nach einer Mitteilung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion versammelte sich die Fraktion sofort nach der besonderen Sitzung. Der Parteivorsitzende, Abgeordnete Otto Wels, hielt eine Ansprache, in der er u. a. ausführte: Die Auflösung des Reichstages bedeute einen neuen Abschnitt des Kampfes zwischen Kapital und Arbeit. Die Sozialdemokratie werde sich jetzt an die Massen des Volkes wenden, um ihnen zu zeigen, daß es sich bei der heutigen Abstimmung nicht allein um die Erhaltung der Rechte des Parlaments, sondern der Rechte des Volkes gehandelt habe. Parlamentsrecht sei Volksrecht. Dieser Gesichtspunkt werde von der Sozialdemokratie besonders hervorgehoben werden. Abgeordneter Wels erklärte weiter, die Aussichten des Wahlkampfes seien für die Sozialdemokratie durchaus günstig. Diese Sozialdemokratie sei auf die Wahlen vorbereitet und vertraue darauf, daß sie, mit den arbeitenden Massen des Volkes hinter sich, verstärkt aus dem Wahlkampfe hervorgehen werde.

Anfang vom Ende?

Marschall Pilsudski ist in Urlaub gegangen und hat seinen Nachfolger im Kriegsministerium durch den Staatspräsidenten bestätigen lassen. Acht Wochen war das Kriegsministerium ohne den verantwortlichen Minister, und jetzt kommt die überraschende Kunde, daß es nicht so weiter gehen kann. Der Marschall gedenkt also noch längere Zeit in Urlaub zu verweilen, hält sich im Wilnalande auf und geht der Fischerei und dem Krebsfang nach, wie man dies aus der Regierungspresse herauslesen kann. In normalen Zeiten wäre diese Vertretung des Kriegsministers durchaus begreiflich, sie bekommt heute eine ganz andere Form, die so mit dem Zersetzungsprozeß im Regierungslager auf das Engste verbunden ist. Mag sein, daß die Gerüchte übertreiben, die da behaupten, daß der Marschall schon längst mit seinem Premier nicht einverstanden ist, und daß es zwischen Slawek und Pilsudski zu Auseinandersetzungen gekommen sein soll. Aber es dürfte auch niemanden in Polen geben, der ernsthaft behaupten wollte, daß Marschall Pilsudski mit seinem Kabinett irgend eine Freude erlebt hat. Er selbst ist ja gewohnt, mit Ueberraschungen aufzuwarten, und darum ist es an sich keine Ueberraschung, daß die vielgepriesene Politik der moralischen Sanierung eine rückläufige Bewegung einnimmt, daß die Getreuen das Schiff, wie Ratten bei der Flut, verlassen.

Rechtzeitig die zersetzte Front zu verlassen, ist auch ein Zeugnis der Erkenntnis staatsmännischer Kunst, die Pilsudski jetzt vollzog. Seinem Ideal, dem Generalinspektorat über die Armee, ist er treu geblieben und der Nachfolger im Kriegsministerium ist durchaus sein Mann, auf den er sich verlassen kann. Nun wartet man sehnsüchtig auf das politische Testament, welches der Marschall in Radom am 8. August vor den Legionären abgeben will. Ob er mit dem Wechsel im Kriegsministerium schon zum Ausdruck bringen will, daß er mit den besten Vorkämpfern seiner Idee unzufrieden ist, die offen in ihren Organen diskutieren, daß die Idee Pilsudskis vom Aufbau des neuen Polen versagt hat? Oder ist es so weit, daß auch dort die Zersetzung Platz greift, wie wir sie auf Schritt und Tritt im Regierungslager beobachten und daß sich neben diesem Lager ein Geheimbund oder gar schon Bünde bilden, die die Erbschaft übernehmen sollen. Jetzt nicht mehr mit Wahlen, sondern mit offener Diktatur. Vom „Bund des Weißen Adlers" ist ja in der Oeffentlichkeit genügend diskutiert worden; wer sich in allen Tonarten ausschweigt, das ist das Regierungslager selbst, das damit nur den Zerstörungsprozeß unterstreichen müßte.

Kein anderer, als ein früherer Finanzminister, Czechowicz, der vor dem Staatsgerichtshof angab, nur allein Pilsudski verantwortlich zu sein und in seinem Auftrage gehandelt zu haben, erkannte inzwischen, daß diese Politik falsch sei und wendet sich von ihr ab, indem er eine neue Mittelstandspartei begründet. Auf etwa 15 Mandate hat der Regierungsblock, selbst bei den Nachwahlen, verzichtet, sich nicht mehr in den Kampf um die Verwirklichung der Idee Pilsudskis gestellt, und einige Bauernabgeordnete unter Führung Cieplaks haben beim Austritt aus dem Regierungslager erklärt, daß sie sich trennen, weil die Idee der moralischen Sanierung vollkommen versagt habe. Und man muß auch schon auf frühere Ereignisse zurückgreifen, die diesen Zersetzungsprozeß ankündigten: die Drohung der Konservativen, unter Radziwills Führung, aus dem Regierungsblock auszutreten, die Unzufriedenheit des leitenden Wirtschaftskopfes im Regierungsblock, Professor Krzysanowski, mit der Wirtschaftspolitik der Regierung, und schließlich die vielen Affairen regierungstreuer „Führer", die die moralische Sanierung in ein recht unmoralisches Licht setzten.

Der Kampf gegen die Volksvertretung war dadurch eine selbstverständliche Folge, weil die Regierung die Kontrolle und die Kritik an ihrer Politik fürchtete. Sie gab bei den vielen Regierungsbildungen und Rekonstruktionen nur offen zum Ausdruck, daß sie nicht aus der Sackgasse hinaus weiß und daß sie auf irgend ein Wunder wartet, welches sie all der Fehler bereinigt. Die Getreuen warteten auf das Wunderwort Pilsudskis und dieser auf bessere Zeiten. Wiederholt hat er angekündigt, daß er mit all dem Geplunder, das sich Volksvertretung nennt, ein Ende machen werde, aber er läßt ihnen lieber Diäten zahlen, sogar scharfe Resolutionen gegen sich fassen, in welchen offen sein Rücktritt gefordert wird und die Liquidierung seines Systems, statt sich von dieser angeblichen „Staatsfessel" zu befreien und als Diktator zu zeigen, daß er wirklich den Weg der Sanierung gehen, Polen einer besseren Zukunft zuführen will. Das Beste, was er bisher erreicht hat, das ist die

Trennung von seinen früheren Freunden, denen er den Sieg im Mai 1926 zu verdanken hat, der Arbeiterklasse!

Wir sind weit davon entfernt, Pilsudskis Größe irgendwie anzutasten, er hat für die Unabhängigkeit Polens Hervorragendes geleistet. Aber er hat seinem Ruhm dadurch Abbruch getan, daß er seinem besten Freunde, dem Sejmmarschall Daszynski, das Geständnis ablegte, daß er drei Volksvertretungen nicht hat arbeiten lassen, wogegen er zu Beginn der Unabhängigkeit Polens selbst es war, der auf dem schnellsten Wege die Nationalversammlung zusammengetreten sehen wollte. Seine Idee, unter seinem Namen eine tatkräftige Partei zu schaffen, hat, wenn wir heute den Regierungsblock betrachten, fehlgeschlagen, er hat nicht einmal im ersten Wettlauf um seine Macht mit demokratischen Mitteln siegen können und mußte zur Verachtung der Volksvertretung greifen, ohne sich entschließen zu können, auch ohne sie fertig zu werden. Halbheiten in der Politik tragen die Gefahr mit sich, daß sie zu Dauererscheinungen werden und den Schöpfer in Illusionen wiegen, von denen er nicht mehr freikommen kann. Pilsudski befindet sich in der angenehmen Lage, zu sagen, daß sich die politische, finanzielle und militärische Macht vollkommen in seiner Hand befindet, und daß auch der höchste und erste Beamte der Republik, der Staatspräsident, sein Freund ist, von seiner Gnade zu diesem Posten ausersehen. Nichts hindert also Pilsudski, heute zu befehlen, was zu geschehen hat, um aus der Sackgasse herauszukommen. Nun hat er auf seinen Posten des Kriegsministers verzichtet und niemand wird dies als einen Akt annehmen, der ohne weitere Folgen bleiben wird.

In Wilna war der Marschall Gast des dortigen Wojewoden Rackiewicz, der ein persönlicher Freund des Marschalls ist, und im Zusammenhang damit wird behauptet, daß dieser der kommende Ministerpräsident sein wird, daß sich also langsam im Schoß des Kabinetts eine Umbildung vollzieht. Slawek, der bisher als der zuverlässigste Befehlsausführer Pilsudskis bezeichnet wurde, hat versagt. Er soll durch einen neuen Mann ersetzt werden. Je früher, um so besser! Aber daran ändert nichts, daß heute die Mehrheit des Volkes nicht mehr nach Umbildung der Pilsudski-Regierungen ruft, sondern nach Beseitigung des Systems, welches die Berater um Pilsudski eingeführt haben. Es mag ja sein, daß der Marschall mit seinen Ratgebern unzufrieden ist. Aber alle seine Minister haben immer und bei jeder Gelegenheit betont, daß nicht sie, sondern Pilsudski der Mann ist, und sie führen nur Befehle aus. Ergo fällt auch die ganze Verantwortung auf den Marschall. Hinzukommt, daß auf dem Krakauer Kongreß die Wünsche viel weiter gingen und auch Forderungen enthielten, daß der Staatspräsident abzudanken habe, daß die Opposition bereit ist, die Verantwortung für den Staat zu üebrnehmen.

Rascher, als man sich die moralische Sanierung je vorstellen konnte, ist sie dem Verfall, der Zersetzung preisgegeben. Eine Erscheinung, die kommen mußte, weil ihr das Hauptgewicht fehlte, die Idee. Man machte bei Ideen Anleihen und wollte Systeme kopieren, die fehlgehen mußten, weil die Voraussetzungen in Polen nicht gegeben waren. Nach vier Jahren ist ein Chaos übriggeblieben und es gibt genügend Stimmen, die da vertraulich rufen: Rette sich, wer kann! Auch der mystische Spuk mit den Geheimbünden, die die Retter sein wollen, kann an der Tatsache der Zersetzung nichts mehr ändern. Auf Bajonetten ist eben kein guter Sitzplatz, und das ist das einzige Plus in der Politik der moralischen Sanierung. Die teilweise erzielten Erfolge auf verschiedenen Gebieten, können den heutigen Zustand bei weitem nicht wettmachen, und je eher die Besinnung kommt, daß das System versagt hat, um so besser für die Bürger dieses Staates. Will man im Regierungslager dem völligen Bankerott vorbeugen, so greife man zum letzten Mittel: Auflösung der Volksvertretung und unbeeinflußte Neuwahlen. Der Ausgang ist nicht zweifelhaft. Er muß mit der Niederlage des Sanierungssystems enden. Die neue Volksvertretung mag dann Polen der Gesundung zuführen. Die heutige Zersetzung im Sanierungslager ist doch bloß der Anfang vom Ende einer Idee, gleichgültig, wer hinter dieser stehen mag. Staatsmänner vergehen, aber Völker bleiben! Und nichts ist natürlicher, als der Sieg der Opposition, nach diesem Wirtschaftschaos, welches die Sanierung hinterläßt. Polens Arbeiterklasse hat das System der Preußen, Habsburger und Zaren überlebt und besiegt, sie wird auch die moralische Sanierung überstehen. „Aber wehe dem Besiegten“, steht als Warnungszeichen in der Geschichte der Staaten und der Politik!

—ll.

Neue 450 Millionen Zloty für die engl. Arbeitslosenversicherung bewilligt

London. Das Unterhaus hat am Freitag einen Antrag auf die Erhöhung des Arbeitslosenversicherungsfonds um 10 Millionen Pfund (450 Millionen Zloty) auf 60 Millionen Pfund (1 200 Millionen Mark) angenommen.

Das nächste Ziel der antikommunistischen Bewegung in den Randstaaten



Nachdem kürzlich in Finnland die „Lappo-Bewegung“ den Kampf gegen den Kommunismus aufgenommen hat, ist jetzt auch in dem benachbarten Estland eine ähnliche Bewegung entstanden: 300 estländische Bauernführer haben einen Bauernmarsch auf **die Hauptstadt** Reval beschlossen.

Genf wird über Paneuropa entscheiden

Briand will nicht allein der Verantwortliche sein — Das wertvolle Material nur Anregung

Paris. Wie in politisch gut unterrichteten Kreisen verlautet, will Briand seine Paneuropa-Denkschrift nicht als speziellen französischen Vorschlag gewertet sehen. Er stellt sich jetzt vielmehr auf den Standpunkt, daß er bei der Abfassung nur als Beauftragter und Sprachrohr der europäischen Staaten gewirkt habe. Die Denkschrift baue sich auf den verschiedenen Anregungen, Wünschen und Meinungen auf, die er in Genf vernommen und darauf verwertet habe. Als Bearbeiter des wirtschaftlichen Materials verfechte er auch keineswegs jeden Gedanken der Denkschrift als französischen Standpunkt, sondern sei bereit, abzuändern oder fallen zu lassen, was bei der Mehrheit der interessierten Staaten keinen Anklang finden sollte. In Genf wolle er nicht als „verantwortlicher Redakteur“ auftreten, sondern Einer unter Vielen sein. Die Antworten der 27 Regierungen habe er mit größtem Interesse zur Kenntnis genommen. Sie enthielten wertvolle Anregungen, die allen beteiligten Staaten zugänglich gemacht bezw. der Genfer Tagung vorgelegt werden müßten. (Letzteres dürfte in der Form eines Blaubuches erfolgen.)

Die richtige Wiedergabe der Aeußerungen Briands voraussetzend, braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß der Außenminister zweifellos keine Gedankengänge in seiner Denkschrift aufgenommen hat, die der französischen Auffassung widersprechen. Seine Worte können nur so gedeutet werden, daß er die Rolle des Urhebers mit der eines allerdings sehr gewichtigen „Mitarbeiters“ vertauschen will, um aus der weiteren Entwicklung der Dinge keine französische Prestigefrage zu schaffen. Es steht zu erwarten, daß in Genf ein besonderer Ausschuß zur vorebreitenden Bearbeitung des Gesamtmaterials eingesetzt werden wird, in dem Frankreich eine Mehrheit für seine Ziele zu finden hofft.

Hindenburg nach dem befreiten Gebiet abgereist

Berlin. Reichspräsident v. Hindenburg hat am Freitag abend mit dem fahrplanmäßigen Zuge 8,50 Uhr vom Potsdamer Bahnhof aus, begleitet von Staatssekretär Dr. Meißner und Oberstleutnant von Hindenburg, die Reise ins befreite Gebiet angetreten. Er wird Sonnabend früh kurz nach 9 Uhr in Speyer eintreffen und nach einer Rundfahrt durch die Stadt an dem Festakt im Rathaus teilnehmen. Für den Nachmittag ist eine Rundfahrt durch die Pfalz vorgesehen, die über Neustadt, Deidesheim und Dürkheim nach Ludwigshafen führt.

Keine Auflösung des Landtages

Berlin. Zu den Gerüchten von einer Auflösung auch des preußischen Landtages erfährt die Telegraphen-Union von zuständiger preußischer Stelle, daß nicht im Entferntesten an eine Auflösung gedacht werde, da die staatspolitische Lage in Preußen keine Veranlassung dazu biete. Der Landtag werde vielmehr im Oktober seine Arbeiten wieder aufnehmen.

Neue Unruhen in Alexandrien

London. Freitag Abend ist es in Alexandrien zu neuen Unruhen gekommen. Eine große Menschenmenge veranstaltete in den Straßen für Nahas Pascha und gegen die Regierung Kundgebungen. Die Truppen machten von der Schußwaffe Gebrauch, wobei einige Personen verletzt wurden. In Kairo wurden für Montag ernste Unruhen erwartet, da die Wafd-Abgeordneten beschlossen haben, trotz Schließung des Parlaments den Eingang in das Gebäude zu erzwingen und eine Sitzung abzuhalten.

Eröffnung der Radioausstellung in Melbourne von London aus

London. Der Bürgermeister von London hat am Freitag von seinem Londoner Rathaus auf drahtlosem Wege die Radioausstellung in Melbourne, 11 000 Meilen entfernt, eröffnet, in dem durch dreimaligen Druck auf einen Schalter auf der Ausstellung eine Inschrift beleuchtet wurde, die die Eröffnung ankündigte. In der gleichen Weise wurden Botschaften von Kanada, Neuseeland und den Fidschi-Inseln übermittelt.

Disziplinarverfahren gegen Lübecker Aerzte

Lübeck. In der Sitzung der Lübecker Bürgerschaft wurde eine Erklärung des Senats verlesen, in der mitgeteilt wird, daß die verantwortlichen Aerzte Dr. Beyke und Dr. Klotz sowie der Leiter des Gesundheitsamtes Dr. Altstaedt des Dienstes enthoben wurden. Nach Beendigung der gerichtlichen Untersuchung soll ein Disziplinarverfahren mit dem Ziel der Dienstentlassung gegen die schuldigen Aerzte eingeleitet werden.

Planck — Harnacks Nachfolger

Berlin. Der Senat der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft entschied, den Morgenblättern zufolge, in seiner Sitzung am Freitag über die Nachfolge von Excellenz Adolf von Harnacks. Der Berliner Physiker Geheimrat Professor Dr. Max Planck wurde einstimmig zum Präsidenten gewählt. Gleichzeitig wurde die Schaffung der Stelle eines 3. Vizepräsidenten beschlossen und diese mit Staatsminister a. D. Professor Dr. Becker besetzt.

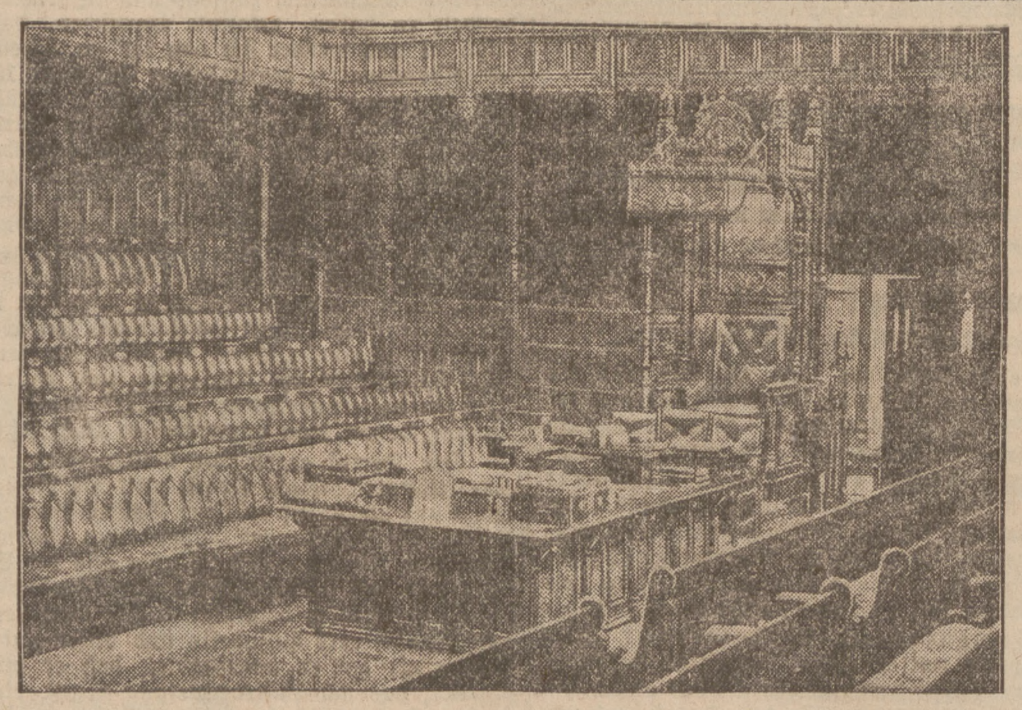
Die Insel Kiushiu vom Taifun verwüstet

50 Personen auf Korea getötet.

London. Ein Taifun, wie er seit zehn Jahren nicht vorgekommen ist, hat Freitag morgen die Insel Kiushiu verwüstet. Alle Verbindungen mit der Insel wurden unterbrochen, weshalb die Nachrichten sehr spärlich sind. Man fürchtet, daß sehr großer Sachschaden angerichtet wurde. Die Zahl der Toten soll sehr groß sein. Der Taifun bewegte sich in der Richtung auf Korea weiter, das kürzlich durch Ueberschwemmungen heimgesucht wurde. Seit Mittwoch waren auf Korea eine Reihe von Erdrutschen festzustellen, wobei ein Dorf verschüttet und 50 Personen getötet wurden.

Feuergefecht mit entsprungenen Häftlingen

London. Vier Insassen einer Zwangsarbeitsanstalt bei Adelaide in Australien sind ausgebrochen, nachdem es ihnen gelungen war, die Wächter zu überrumpeln. Die Wächter wurden gezwungen, sich außerhalb des Gefängnisbezirkes auf dem Trittbrett eines Autos mitzufahren, mit dem die Ausbrecher flüchteten. Infolge eines Reifenbruches mußten die Häftlinge den Wagen im Stich lassen. Sie suchten Zuflucht in einem Schulhof, worauf es zu einem schweren Gefecht mit der sie verfolgenden Polizei kam. Zwei der Gefangenen wurden getötet, einer verwundet, während der vierte entkam. Von den Polizisten wurden zwei verwundet.



Das Unterhaus — der Schauplatz unerhörter Tumultszenen

Das englische Unterhaus — sonst die Stätte parlamentarischen Anstands und staatsbürgerlicher Würde — erlebte am 17. Juli eine bisher unerhörte Szene: während einer erregten Debatte versuchte ein sozialistischer Abgeordneter; das auf dem Tisch des Hauses liegende goldene Zepter hinauszutragen, um so eine Unterbrechung der Sitzung zu erzwingen. Erst nach einem kleinen Ringkampf mit dem Attentäter konnte ein Parlamentsbeamter das Heiligtum des Unterhauses auf den Tisch zurücklegen.

Polnisch-Schlesien

Die „Seuche" im Badekostüm

Gewiß haben es die „Gemeindeväter" gut gemeint, als sie mit großem Eifer an die Schaffung von Schwimmbädern in dem schlesischen Industriegebiet geschritten sind. Sie haben sich alle dafür eingesetzt, ob Sozialisten oder Klerikale, denn sie waren sich bewußt, daß ein Bad im Freien nicht nur wohltuend, aber für die Gesundheit förderlich ist, und gesund wollen wir alle werden, nicht ausgenommen die Betbrüder und die Betschwestern. Zu bedauern ist nur, daß nicht alle großen Industriegemeinden Schwimmbäder im Freien eingerichtet haben, aber man hält ihnen zugute, daß ihre Mittel knapp bemessen sind, denn ein Schwimmbad im Freien kostet viel Geld, überhaupt, wenn man kein geeignetes Terrain mit Quellwasser zur Verfügung hat.

Die guten „Gemeindeväter", die ihren Ortsbewohnern ein Schwimmbad im Freien, mit großem Kostenaufwand geschaffen haben, haben aber etwas übersehen, das sich jetzt rächt. Gewiß meinen wir darunter die Sozialisten nicht, denn diese wissen ganz genau, wozu ein Schwimmbad da ist. Man geht halt baden, und derjenige, der ein Bad nehmen will, muß selbstverständlich seine Kleider und Schuhe ausziehen und ein Badekostüm anlegen. Kein Mensch kann doch in einem Regenmantel oder in Stiefeln baden, und sollte er es dennoch wagen, so würde man ihn für verrückt erklären und von der Allgemeinheit trennen. Diese Tatsache scheinen die klerikalen Gemeindeväter übersehen zu haben, als sie sich für die Einrichtung der Schwimmbäder im Freien einsetzten und müssen jetzt erleben, daß ihnen ihre frommen Gesinnungsbrüder auf die Glatze steigen und dann den Buckel heruntersausen. Ein Gemeindeschwimmbad ist selbstverstnädlich für alle eingerichtet, für jung und alt, für Männlein und Weiblein, denn baden möchte jeder und jeder empfindet die Wohltaten eines abkühlenden Bades in der heißen Sommerszeit. So kam es also, daß alles, was lebt und leibt und nicht wasserscheu ist, sich am Strande des Schwimmteiches einfindet, springt und plantscht nach Herzenslust. Ein gesunder und geistig normaler Mensch hat sicherlich seine Freude, wenn er die lachenden Gesichter, die unschuldige Ausgelassenheit der Jugend beiderlei Geschlechts beim Baden sieht, denn das ist das Leben, ein Leben eines jungen und gesunden Menschen. Ein solches Leben ist schön und hinreißend, und da selbst alte und kränkliche Personen am Leben hängen, so werden sie von der Fröhlichkeit der Jugend mitgerissen. Aber wir machen hier die Rechnung ohne den Wirt, indem wir vergessen, daß wir in einer katholisch „gesitteten" Welt leben, die in den Badehosen alles Verwerfliche und Verderbliche sieht. Schon der Ausdruck „Badehosen" scheint die frommen Männer zu etwas Sündhaftem zu reizen, denn sie sehen zwar nur die Badehosen, die mühselig durch fleißige Arbeiterhände für einen elenden Lohn geschaffen wurden, aber sie denken weniger an die Badehosen, sondern forschen eifrig, was sich in den Badehosen befinden mag, das ihren Blicken verborgen bleibt.

Zu dieser Sorte von Scheinheiligen mit wollüstigen Gedanken behafteten Sündern, sind die deutschen katholischen Männer in Wielkie Hajduki zu rechnen, die sich über die „Unmoral" eines gemeinsamen Schwimmbades in Bismarckhütte fürchterlich aufregen und in einer besonderen Resolution ihrer Entrüstung Luft gegeben haben. In der Resolution sagen sie unter anderem folgendes:

„Wir deutsche katholische Männer von Wielkie Hajduki bedauern aufs tiefste, daß in unserer Ortschaft eine Badeanstalt mit Familienbad eingerichtet worden ist und noch immer besteht." Dann sprechen sie über den Grad der Schamhaftigkeit, aber nur beim weiblichen Geschlecht, von Verseuchung des ehrbaren oberschlesischen Volkes und erklären den Boykott des Schwimmbades. Bleibt fern von der modernen Einrichtung, denn ihr könntet mit eurer Moralanschauung, die scheinheilig nach außen, innen aber voll schlechter Absichten ist und mit Recht als Heuchelei bezeichnet wird, das gesunde oberschlesische Volk verseuchen! Es wäre tatsächlich von großem Interesse, bei diesen moralisch durchwachsenen katholischen deutschen Männern, die sich da so sehr wegen der Badehosen aufregen, einen Blick insGewissen zu tun.

Wir könnten unseren Artikel über die „Seuche im Badekostüm" mit den obigen Bemerkungen schließen, aber das geht eben nicht, denn es ist noch ein guter Christ da, der sich über den Frauenleib und das Frauenbadekostüm fürchterlich aufregt. Das ist eben niemand anderer, als der urdeutsche und bis auf die Nieren katholische „Kurier". Er widmet den Badehosen einen langen Artikel und sagt zu dem Boykott, daß damit „endlich eine Aktion eingeleitet wurde, auf die der „Kurier schon lange gewartet hat.

Aber die Herren Kollegen vom „Kurier" schwärmen auch ein wenig für den Frauenleib. Sie haben wahrscheinlich das Gedicht Heines über den Frauenleib gelesen, als er vom Weibesleib und Gedicht sang, das er voneinander nicht unterscheiden konnte, denn sie machen in ihrem Artikel dem Badekostüm gewisse Konzessionen. Sie sprechen von „Körperkultur", fügen aber gleich hinzu, daß die katholischen Eltern ihren erwachsenen Töchter kategorisch das gemeinsame Baden verbieten sollen. Wo soll dann die „Körperkultur" gepflegt werden, etwa im Bett.

Zuletzt kommen die braven Christen vom „Kurier" auf den Kern der Sache zu sprechen, indem folgendes gesagt wird: „Auch die Aktion gegen das Badeunwesen wird erfolglos bleiben, wenn unserer Jugend der Weg zu den gut geleiteten sozialistischen Organisationen so leicht gemacht wird wie bisher." Damit haben die Kollegen vom „Kurier" den Nagel auf den Kopf getroffen, denn die Sozialisten finden keinen Anstoß an den Badehosen. Nur die „katholischen Grundsätze", von welchen der „Kurier" so viel zu erzählen weiß, kennen kein Kompromiß mit den Badehosen, denn nach ihren streng katholischen Grundsätzen verseuchen die Badehosen das „ehrbare oberschlesische Volk".

Nach dem Myslowitzer Stadion

Zur Zeit halten die Personenzüge Nr. 1115, 1117, 1119, 1121, 1123, 1125, 1127, 1129 und 1131 vor dem Myslowitzer Stadion. Es handelt sich hierbei um solche Züge, welche an Sonnabenden und an den Vortagen vor Feiertagen auf der Strecke zwischen Kattowitz—Zakopane—Stawinia kursieren. Die Fahrkarten sind bis Brzezinka zu lösen. y.

Vor einem kapitalistischen Anschlag auf die Arbeiterlöhne

Den Kapitalisten schwebt der hohe Reallohn vor — Im Herbst wird ein Lohnabbau geplant — Ein 10 bis 20 prozentiger Lohnabbau — Was wird die Regierung tun?

Die Kapitalisten in Polen tragen etwas im Schilde herum. Das geht aus der Schreibweise ihrer Fachorgane hervor. Die „Konjunktura gospodarcza" (Wirtschaftskonjunktur) schreibt über die hohen Löhne der Arbeiter, vor allem über den gewaltigen Aufstieg des Reallohes. Es wird dort erzählt, daß die Löhne wiederholt gestiegen sind. Auf der anderen Seite sind die Lebensmittel zurückgegangen und zwar erheblich. Da ist es logisch, daß die Löhne den „niedrigen" Lebensmitteln angepaßt werden müssen. Soll das eintreten, dann müssen die Löhne zwischen 10 bis 20 Prozent gekürzt werden. Beispielsweise in Pommerellen haben die Arbeitgeber den Arbeitern eine solche Lohnkürzung angboten. In manchen Branchen soll die Kürzung noch höher sein und 30 bis 40 Prozent der heutigen Löhne betragen. Das ist eben kein Wunder, denn der Appetit pflegt sich gewöhnlich bei der Mahlzeit einzustellen.

In der schlesischen Schwerindustrie ist der Anschlag auf die Arbeiterlöhne für den Herbst vorbereitet. Im Herbst laufen bekanntlich die Tarifverträge ab. Man will die Gelegenheit benutzen und will die Arbeiterlöhne und die Beamtengehälter kürzen. Um wieviel Prozent, das steht noch nicht einwandsfrei fest. Wir werden das noch rechtzeitig erfahren. Mit dem Widerstand der Arbeiter wird in den Kreisen der Kapitalisten gerechnet und man rechnet damit, daß sich die Arbeitergewerkschaften einer Lohnkürzung energisch widersetzen werden. Daher wurde beschlossen, eine Arbeiteraussperrung in dem Industriegebiet durchzuführen. Die Grubenbesitzer behaupten, daß auf den Halden 1½ Millionen Tonnen Kohle liegen. Bis die Tarifverträge abgelaufen sind, werden die Halden noch größer sein, weil sie jeden Monat zunehmen. Sie können den Kohlenbedarf von den Vorräten decken und bevor die Halden abgebaut sind, werden die Arbeiter mürbe und geben nach. In der Hüttenindustrie wird die Aussperrung durch den Mangel von Bestellungen begründet. Schließlich sind die Arbeiter durch die langandauernde wirtschaftliche Krise ganz erschöpft. Ihr Widerstand wird nicht groß sein können.

Gewiß sind die Lebensmittelpreise ein wenig zurückgegangen. Der Rückgang bezieht sich bei den meisten Lebensmitteln auf die Produzentenpreise, weil die Detailpreise fast immer dieselben sind. Bis die Lebensmittel den Konsumenten erreicht haben, verliert sich die Preisermäßigung. Sollten jedoch einige Lebensmittel tatsächlich billiger sein, als sie vor der letzten Lohnerhöhung waren, so wäre in der gegenwärtigen Zeit eine Lohnerhöhung direkt ein Verbrechen an der Arbeiterschaft. Die Arbeiterschaft schleppt die ganze Last der wirtschaftlichen Krise, sie ist ausgesaugt und ausgehungert. Die gegenwärtigen Löhne reichen nicht hin, um ein menschenwürdiges Leben führen zu können. Hinzu kommt noch, daß die Arbeiter nur einige Tage in der Woche arbeiten, weshalb sie überhaupt nicht in den Genuß der Löhne kommen können. Sie arbeiten für den halben Lohn, fördern aber nicht viel weniger als früher, als noch voll gearbeitet wurde. Nun will man diesen Arbeitern, die ohnehin niedrigen Löhne noch weiter herabsetzen und die Hungerlöhne verewigen. In Polen huldigt man dem Grundsatze, daß der Arbeiter hungern muß.

Auffallend ist noch, daß in der letzten Zeit die Vertreter der Kapitalisten und die Vertreter der Regierung sehr eifrig die Sitzungen des paritätischen, statistischen Amtes aufsuchen, wo der Lebensunterhalt der Arbeiterfamilie festgestellt wird. Beide Gruppen arbeiten darauf hinaus, den Lebensunterhalt herunterzudrücken, um dann den Rückgang der Lebensmittelpreise offiziell nachzuweisen. Es hat den Anschein, daß die Kapitalisten mit der Regierung Hand in Hand arbeiten und daß bei der Lohnreduzierung die Regierung den stummen Zuschauer spielen wird. Eine Wunder wäre das nicht, denn wir können bereits die Anschauungen der heutigen Minister über die „hohen Löhne", hauptsächlich in dem schlesischen Industriegebiet.

Zu reduzieren wäre bei uns viel. Mindestens die Hälfte der Direktoren und der gutbezahlten Beamten können wir ganz gut entbehren. Den übrigen hoch gestellten Herren könnten dann die Bezüge bis zu 80 Prozent reduziert werden und diese Bezüge würden auch dann noch reichlich bemessen sein.

Das schlesische Verfassungstribunal

Nach den aufreibenden Verhandlungen zwischen dem Seniorenkonvent des Schlesischen Sejm und dem Wojewoden über die Budgetrechte des Schlesischen Sejm und die Einberufung der außerordentlichen Sejmsession, ist eine Ruhepause eingetreten. Der Wojewode hat seinen Urlaub angetreten und befindet sich zur Zeit in Zakopane. Auch der Sejmmarschall Wolny hat Kattowitz verlassen und befindet sich in Zegestow in der Sommerfrische. Die Abreise der beiden Herren, die in der Angelegenheit der Einberufung der außerordentlichen Sejmsession die Hauptrollen spielen, wird dahin ausgelegt, daß im August der Schlesische Sejm zusammentreten wird.

Die letzten Beschlüsse des Seniorenkonvents haben eine Plattform geschaffen, auf welcher ein Kompromiß ermöglicht wurde. Das Sanacjablatt in Kattowitz, die „Polska Zachodnia", weiß sogar zu berichten, daß in der ersten Sejmsitzung, die Ende August stattfinden soll, der schlesische Wojewode eine Erklärung über die gesetzliche Wirksamkeit des Budgets abgeben werde. Der Wojewode vertritt nämlich den Standpunkt, daß das diesjährige Budget unantastbar ist und die Gesetzeskraft erlangt hat, weil es von der Zentralregierung bestätigt wurde. Die Oppositionsmehrheit wird ebenfalls eine Erklärung abgeben und zwar in dem Sinne, daß nur allein der Sejm das Recht hat, das schlesische Budget zu beschließen.

Dieser Streit soll dann vor ein schlesisches Tribunal geleitet werden, das aber erst berufen werden soll. Inzwischen wird man den Budgetkonflikt nicht auf die Spitze treiben und die durch die Wojewodschaft getätigten Ausgaben legalisieren.

Arbeiterdelegation nach Warschau

Vor einigen Tagen haben wir berichtet, daß die Generalna Federacja Pracy eine Delegation nach Warschau geschickt hat, die sich bemühen wird, den Arbeitsminister Prystor zu überzeugen, daß die Zusammenlegung der Krankenkassen in den Hüttenbetrieben eine Notwendigkeit ist. Als die versicherten Arbeiter das erfahren haben, haben sie ihrerseits eine Delegation nach Warschau geschickt, die das Gegenteil beweisen wird. Die Arbeiter vertreten den Standpunkt, daß an dem Bestehenden nicht gerüttelt werden darf und sind entschlossen ihre erworbenen Rechte bis zum Aeußersten zu verteidigen.

Künstliche Erzeugung von Feierschichten auf der Marthahütte

Aus Gewerkschaftskreisen wird uns geschrieben:

Nachdem man zunächst die Martahütte bei der Vergebung der bei Bismarckhütte zur Verteilung an alle ihre Werke einlaufenden Bestellungen recht stiefmütterlich behandelt hat, geht man jetzt dazu über, **auf andere Weise künstliche Feierschichten** zu erzeugen, um eine eventl. Unrentabilität des Werkes herauszukonstruieren. So ist die Trägerstrecke der Martahütte gezwungen, **von heut ab Feierschichten** einzulegen, nicht etwa wegen Mangel an Aufträgen, sondern, weil der **Martahütte die durch die Bismarckhütte bei dem Schwesterwerk Falvahütte bestellten Blöcke zur Walzung nicht rechtzeitig und in bestellter Höhe geliefert worden sind!!!** Hoffentlich ist der Herr Demobilmachungskommissar von diesem Intrigenspiel in Kenntnis gesetzt, so daß er bei einem evtl. Antrag auf Stillegung des Werkes ganz energisch seinen Einspruch geltend macht.

Auch die Stadtverordneten haben hier, ähnlich wie es bereits in Königshütte der Fall war, ganz energische Schritte zu unternehmen, damit die Belastung der einzelnen Städte und Gemeinden durch unnötige Zahlungen von Arbeitslosen-, bezw. Kurzarbeiterzulagen unterbleibt. Eventl. müssen die Schuldigen dieser Unkosten zur Verantwortung gezogen werden.

Eine Kreditaktion für Bauzwecke

In dem schlesischen Wojewodschaftsamte fand gestern eine Konferenz statt, die sich mit der Belebung der Bautätigkeit befaßte, hauptsächlich in den Städten Kattowitz und Königshütte und dann den großen Industriegemeinden. Die Konferenz leitete der Bauabteilungsleiter der schlesischen Wojewodschaft, Dr. Dworzanski. An der Konferenz nahmen teil, die beiden Bürgermeister Dr. Kocur und Spaltenstein, dann die Starosten Schalinski aus Schwientochlowitz und in Vertretung der Kattowitzer Starostei, Richter. Weiter beteiligten sich an der Aussprache der Vizedirektor der Bank Gospodarstwa Krajowego, Sotnik, Dr. Okrzanowski und die Leiter der Kommunalkassen.

Die Konferenz befaßte sich mit dem Aufbau weiterer Stockwerke in den älteren Wohnhäusern, bezw. die Finanzierung von Aufbau weiterer Stockwerke. Die Sache ist deshalb aktuell, weil in den Städten Kattowitz und Königshütte die Bauplätze sehr teuer sind. Die Verwaltungen der beiden Städte haben beschlossen, die Aufbauaktion finanziell, durch Gewährung von Baukrediten, zu stützen, um dadurch die Zahl der Wohnungen zu vermehren.

Im Urlaub

Am vergangenen Donnerstag hat Landrat Dr. Seidler von der Kattowitzer Starostei seinen mehrwöchentlichen Erholungsurlaub angetreten. y.

Rückgang der Schweinepreise

Das Innenministerium hat an alle Wojewodschaftsämter ein Schreiben gerichtet, in dem darauf hingewiesen wird, daß der im Mai verzeichnete Tiefstand der Schweinepreise auch im Laufe des Juni beobachtet worden sei. Der gegenwärtige Schweinepreis beläuft sich im allgemeinen auf 2 Zloty für das Kilogramm. Abgesehen von kleineren Schwankungen zeitlichen und örtlichen Charakters betrug der Rückgang der Preise im Vergleich mit den im April notierten Preisen über 17 Prozent. Es sei damit zu rechnen, daß der Tiefstand der Preise auch weiterhin bestehen bleibt, zumal ein großes Angebot von Schweinen zu erwarten sei. Das Angebot an Schweinen kann umso anormaleren Umfang annehmen, als eine Mißernte die Schweinezüchter in eine kritische Lage versetzen kann. Trotz dieses offensichtlichen Rückganges der Schweinepreise — so heißt es in dem ministeriellen Schreiben — erscheinen die Schweinefleisch-, die Wurst- und Fettpreise in allen Konsumptionszentren relativ viel zu hoch und entsprechen keineswegs den allgemeinen Schweinepreisen. Aus diesem Grunde empfiehlt das Innenministerium allen Wojewoden, streng darauf zu achten, daß die Fleischwarenpreise den Rohstoffpreisen entsprechen. Die Herabsetzung der Fleisch- und Wurstpreise müsse sofort erfolgen, wenn ein Rückgang der Schweinepreise festgestellt werden sollte.

Die neue „Arbeitsgemeinschaft" gegründet

Gestern tagte eine „Betriebsräte"-Konferenz der Sanacjagewerkschaften in Kattowitz bei Noglik, an der angeblich 300 „Delegierte" teilgenommen haben. Den Vorsitz führte der „Betriebsrat" Bürgermeister Grzesik. Alles, was aus der Arbeitsgemeinschaft der Gewerkschaften herausgeschmissen wurde, fand sich gestern bei Noglik ein und nahm dort den Mund voll. Es waren „Delegierte" von der Federacja-, von der Musiol- und Biniszkiewiczrichtung, also lauter gewerkschaftliche Leichen. Diese gewerkschaftlichen Leichen befaßten sich auch mit der Arbeitslosigkeit und der wirtschaftlichen Krise und haben dann „festgestellt", daß sie die größte Aussicht haben, die größte polnische Arbeitsgemeinschaft in Polnisch-Schlesien zu werden. Sie zählt jetzt schon 27 000 Mitglieder (!!) und steht auf der Plattform der Zusammenarbeit mit der Regierung. Anders ist das gar nicht denkbar, weil die „Mitgliedsbeiträge" von den 27 000 Mitgliedern aus den verschiedenen Dispositionsfonds einlaufen.

Die Handelsbilanz

Nach den bisherigen Berichten des Hauptamtes für die Statistik war die Handelsbilanz Polens samt der Freistadt Danzig im Juni l. Js. passiv. Im Juni wurden Waren im Werte von 177 368 000 Zloty eingeführt und für 169 247 000 Zloty ausgeführt. Der Passivsaldo beträgt somit im Juni 8 094 000 Zloty.

Gründung eines Verbandes der Ing.-Chemiker in Schlesien

In Kattowitz hat eine Generalversammlung der Ingenieure-Chemiker, welche auf dem Gebiete der Wojewodschaft Schlesien sowie in den Bezirken Bendzin, Czenstochau und Zawiercie beschäftigt sind, stattgefunden. In der Versammlung wurde der Bezirksverband der Ing.-Chemiker gegründet, zum Vorsitzenden wurde Ing. Heryniewiecki von den Stickstoffwerken in Chorzow, als Stellvertreter Ing. Br. Gizinski vom Verband der Kokswerke in Bismarckhütte, als Schriftführer Ing. H. Justat von den Stickstoffwerken in Chorzow und als Kassierer Ing. K. Pillich aus Königshütte gewählt.

Der Verband der Ing.-Chemiker ist ein unpolitischer Verband und hat den Zweck, das Recht und die Interessen seiner Mitglieder zu schützen und dieselben durch Vermittlung von Dienststellen, materieller Hilfe, Intervention in Dienstangelegenheiten zu unterstützen und an der Entwickelung der chemischen Industrie und des Berufsschulwesens mit verwandten Vereinigungen des In- und Auslandes mitzuarbeiten. Zuschriften an den schlesischen Bezirksverband der Ing.-Chemiker sind an den Schriftführer Ing. A. Justat, Stickstoffwerke in Chorzow, zu richten.

Falsche 100-Zloty-Banknoten im Verkehr

In der letzten Zeit tauchen verschiedene Elemente auf, die 100-Zloty-Falsifikate in Umlauf setzen. Das Publikum, vorwiegend jedoch die Handwerker, Gewerbetreibende und Kaufleute würden gut daran tun, künftighin bei Annahme solcher Banknoten mehr Vorsicht an den Tag zu legen.

Arbeitslosenbewegung in der Wojewodschaft Schlesien

Das Schlesische Wojewodschaftsamt gibt bekannt, daß in der letzten Berichtswoche innerhalb der Wojewodschaft Schlesien ein weiterer Zugang von 578 Arbeitslosen zu verzeichnen war. Am Ende der Berichtswoche betrug die Erwerbslosenziffer insgesamt 34 072 Personen. Es handelte sich um 6662 Grubenarbeiter, 1080 Hüttenarbeiter, 8 Glashüttenarbeiter, 2887 Metallarbeiter, 2601 Bauarbeiter, 23 Landarbeiter, 1377 geistige Arbeiter, 895 qualifizierte Arbeiter und 16 808 nichtqualifizierte Arbeiter, sowie 65 Arbeiter aus der Papierbranche, 21 Personen aus der chemischen Branche und 454 Arbeiter aus der Holzbranche. Die wöchentliche Unterstützung gelangte an 18 429 Beschäftigungslose zur Auszahlung. y.

Die Staatsanwaltschaft gegen den „Wolnomysliciel“

Auf die Anzeige der bischöflichen Kurie in Kattowitz gegen den „Wolnomysliciel“, wegen Verbreitung von falschen Gerüchten über das Ableben des schlesischen Bischofs Lisiecki, hat die Staatsanwaltschaft bei dem Bezirksgericht in Warschau das Strafverfahren gegen den verantwortlichen Redakteur des „Wolnomysliciel“ eingeleitet. Es wird zu einer interessanten Gerichtsverhandlung kommen, vorausgesetzt, daß von dem Redakteur der Beweis angetreten wird.

Kattowitz und Umgebung

Vereitelter Trick in einem Juweliergeschäft.

Ein raffinierter Gaunertrick konnte noch in letzten Moment durch Umsicht des Geschäftsinhabers in einem Kattowitzer Juweliergeschäft vereitelt werden. Dort erschien ein noch junger Mann, der angab, Jan Garbowski zu heißen. Er ließ sich ein Brillantkollier vorlegen, das 5500 Zloty kosten sollte. Der Käufer erklärte, kein Bargeld bei sich zu führen. Dafür war er jedoch gewillt, ein Sparkassenbuch, welches von der Postscheckkasse ausgestellt war und auf einen Betrag von 10 000 Zloty lautete, dort zurückzulassen. Dem Geschäftsinhaber fiel es auf, daß der Käufer, der ziemlich aufgeregt war, über die Rückgabe des Sparbuches gar nichts weiter verlauten ließ. Bei Einsicht in das Sparbuch stellte der Inhaber des Juweliergeschäftes eine Fälschung fest. Er benachrichtigte einen Polizeibeamten, welcher an die Arretierung des Täters heranging.

Es stellte sich bei den weiteren polizeilichen Feststellungen heraus, daß der Schwindler Jan Wnuczek heißt und erst vor wenigen Tagen aus dem Gefängnis in Lodz entlassen wurde. Nach erfolgter Entlassung tauchte der Gauner sofort in Kattowitz auf, um hier diesen großangelegten Plan zum Schaden des Juweliers auszuführen. Wie dann noch weiter festgestellt wurde, hat Wnuczek bei Ausstellung des Sparbuches auf Postamt 1 in Kattowitz den Betrag von 10 Zloty eingezahlt. Die Fälschung beging er auf die Weise, indem er an die Zahl „10“ weitere drei Nullen anhängte, so daß die Spareinlage auf die Summe von 10 000 Zloty lautete. Der Schwindler ist in das Kattowitzer Gerichtsgefängnis eingeliefert worden. Weitere Ermittelungen sind noch im Gange. x.

Betrügereien eines Provisionsreisenden. Vor einiger Zeit ließ sich der Reisende Elias H., welcher im Auftrage der Nähmaschinen-Versandfirma „Blitz Kalman“ in Kattowitz Lieferungsaufträge abschloß, schwere Betrügereien zu Schulden kommen. Dieser Reisende hatte schon in einer Reihe von Fällen Nähmaschinen, im Werte von 640 Zloty, angeliefert. Diese Nähmaschinen sollten von den Käufern in Raten, und zwar gegen Wechsel, bezahlt werden. Bei 5 Personen wurde nun der Reisende nach Ablauf einer Woche wieder vorstellig. Er gab an, daß die angelieferten Nähmaschinen nicht ganz intakt seien und er daher beauftragt worden ist, dieselben gegen spätere Anlieferung von neuen Nähmaschinen wieder abzuholen. Wie es sich nun später herausstellte, setzte der Reisende die abgeholten Nähmaschinen an anderer Stelle für eigene Rechnung ab, so daß die Firma einen Schaden erlitt. Diese fragwürdigen „Geschäfte“ machte der Beklagte Elias H. zusammen mit einem gewissen B., der sich inzwischen nach dem Ausland begeben haben soll. Bei seiner gerichtlichen Vernehmung verteidigte sich der Reisende, welcher sich jetzt auf Grund der später erfolgten Anzeige wegen Betrug in mehreren Fällen zu verantworten hatte, mit verschiedenen Ausreden. Unter anderem erklärte er auch, daß seine Firma eigentlich keinen Schaden erlitten habe, weil diese ihm noch einen Betrag von 3000 Zloty schulde. Der Beklagte bat das Gericht, auch zu berücksichtigen, daß der fragliche B. der eigentliche Schuldige sei, der ihn gewissermaßen zu allem überredete. Wie sich aus den Zeugenvernehmungen ergab, haben die Käufer der Nähmaschinen, welche diese später wieder aushändigten, keinen Schaden erlitten, da noch keine a Cto.-Zahlungen erfolgt waren. Das Gericht verurteilte den Beklagten wegen seiner betrügerischen Manipulationen zu einer Gefängnisstrafe von 3½ Monaten, bei Anrechnung der Untersuchungshaft. y.

Verkehrsunfall. Ein Zusammenprall ereignete sich auf der ulica Marszalka Pilsudskiego zwischen einem Personenauto und einem Fuhrwerk der Giesche-Sp. Akc. Bei dem Zusammenprall wurde das Auto erheblich beschädigt, die Pferde des Fuhrwerks dagegen leicht verletzt. Personen sind bei dem Verkehrsunfall nicht verunglückt. x.

Immer wieder Fahrraddiebstähle. Dem Zimmermann Josef Sorka wurde ein Herrenfahrrad, Marke „Ideal“ Nr. 25 477, im Werte von 220 Zloty gestohlen. Die Schuld trägt der Geschädigte selbst, welcher das Fahrrad unbeaufsichtigt auf der ulica Bankowa stehen ließ. x.

Josefsdorf. (Kind unter den Rädern.) Auf der ulica Bedera wurde der eineinhalbjährige Gottfried Szyszka von einem Fuhrwerk angefahren. Das Kind erlitt schwere Kopfverletzungen, sowie weitere Verletzungen an den Händen. Der Kutscher hat diesen Unfall zum Teil verschuldet. Weiterhin liegt auch Fahrlässigkeit infolge ungenügender Beaufsichtigung des Knaben vor. x.

Eichenau. (Das Postamt braucht größere Räumlichkeiten.) Vor zwei Jahren wurde die Eichenauer Postagentur in ein Postamt 4. Klasse umgewandelt, denn die Verhältnisse einer 11 000 Einwohner zählenden Gemeinde haben es erfordert. Da dazumal keine geeigneten Räumlichkeiten vorhanden waren, so wurde ein leer stehender Laden zu diesem Zweck gemietet. Dies sollte nur als vorläufiger Notbehelf sein, bis sich geeignete Räume finden. Es ist doch verständlich, daß dies auf die Dauer nicht sein kann. Erstens sieht man von einer Bequemlichkeit nichts. Die Einwohner sind oft gezwungen, draußen auf die Erledigung zu warten. Ein Telephongespräch kann man in der „Grünzeugbude“ überhaupt nicht führen, denn die Klienten brauchen doch nicht ausgehorcht zu werden, da Geschäftsgeheimnisse doch niemandem was angehn. Der Postdirektion liegt es doch ob, eine staatliche Einrichtung wie das Postamt, so einzurichten, daß es den Wünschen der Interessenten entspricht. Hier denkt die Postdirektion leider anders, was aus nachstehendem ersichtlich ist. Die Gemeinde baut an der Unabhängigkeitsallee ein Haus. Bevor die Zeichnung angefertigt wurde, schloß der Gemeindevorsteher mit der Postdirektion einen Vertrag, nach dem das Postamt in dem Hause untergebracht werden sollte. Bequeme Räumlichkeiten mit einem Warteraum und einer Wohnung für den Postleiter sollten nach dem Vertrag hergerichtet werden. Gemeindevorsteher Kosma, als ein verständnisvoller Gemeindevater, ließ aus dies tun. Nun steht das Haus unter Dach, bis zum Winter beziehbar. Was macht nun die Postdirektion? Sie löst den Vertrag mit der Gemeinde auf. Das Postamt soll weiter in der baufälligen „Grünzeugbude“ bleiben. Ja, die Postdirektion bezahlt sogar dem Besitzer dieser Bude die Miete mehrere Monate in voraus. Die ganze Geschichte mit dem Vertragsbruch hat einen besonderen Hintergrund. Der Besitzer der „Grünzeugbude“ ist ein zugewanderter Onkel aus Lemberg. Diese Sorte von Menschen haben bei uns das Vorrecht. Sie dürfen doch in ihrem Enkommen nicht geschmälert werden. Dafür wird schon gesorgt. Tausende von Einwohnern müssen also wegen so einem zugewanderten Onkel leiden. Falls keine Aenderung hierin einritt, so wird diese Angelegenheit noch sehr heikle Folgen zeitigen; denn die Gemeinde wird gewiß einen Schadenersatz für die hergerichteten Räume fordern. Auch die Bevölkerung wird noch dazu Stellung nehmen. Es wäre hier sehr angebracht, daß die Postdirektion ihren Standpunkt revidieren möchte, um erstens die etwaigen Folgen zu beseitigen und zweitens im Interesse der Allgemeinheit. —a.

Eichenau. (Ein neues Unternehmen in Betrieb.) Die im vorigen Jahre projektierte Faßfabrik in Eichenau ist fertiggestellt und hat den Betrieb aufgenommen. Dadurch haben einige Arbeiter Beschäftigung und die Gemeinde eine kleine Steuerquelle mehr erhalten. Ferner ist die Asphaltfabrik von „Arthus & Co.“ ebenfalls fertig, hat aber den Betrieb noch nicht aufgenommen. —a.

Königshütte und Umgebung

Ausgesteuert — Arbeitslos.

Müde und abgekämpft sitzen Arbeitslose im Arbeitslosenamt an der ul. Glowackiego auf niedrigen Bänken und warten resigniert auf die Anweisung der Unterstützungen. Es herrscht Stille. Nur die Federn der schreibenden Angestellten rascheln über das Papier. Nur wenige unterhalten sich miteinander. Die meisten beschäftigen sich mit dem Problem, was sie mit den wenigen Zlotys, die heute wieder zur Auszahlung gelangen, beginnen sollen . . .

„Sie sind ausgesteuert! Melden sie sich im Zimmer 13.“ — Kühl und geschäftsmäßig hat diese Worte ein Angestellter an einen der Wartenden gerichtet.

Eine Bewegung geht durch die Reihe der Dasitzenden. Ausgesteuert! Das heißt, ein Jahr ohne Arbeit, ohne Verdienst, ein ganzes Jahr im grauen Gebäude des Arbeitslosenamtes ein- und ausgegangen zu sein, jedesmal mit der Hoffnung: heute wird vielleicht für mich etwas da sein! Ein Jahr getäuschter Hoffnungen! Zweiundfünfzig bittre Wochen, Unterernährung für sich, Frau und Kinder! Zwölf Monate lang kann nichts angeschafft werden, weder dringend gebrauchte Schuhe, noch notwendige Wäsche und Kleider. Ausgesteuert sein bedeutet vor allem ein langes Jahr tiefster seelischer Depression!

Die Arbeitslosen werfen flüchtige, aber auch mitleidige Blicke auf den, dem die Ankündigung galt. Ein älterer Mann in den fünfziger Jahren ist es, mit abgearbeitetem, zerfurchtem Antlitz. Zu alt, um jemals wieder Arbeit zu finden, und doch zu jung, viel zu jung, um Altersrente beziehen zu können. Mit hoffnungsloser Miene geht er langsam davon . . .

Die Zurückgebliebenen verfallen wieder in die alte Lethargie. Die meisten denken wohl daran, daß auch ihnen einmal dasselbe Schicksal drohen kann, ausgesteuert zu werden. Gewiß

Boston

Roman von Upton Sinclair

69)

Tresca und Vanzetti gingen zu einem italienischen Anwalt, der den Auftrag erhalten hatte, Salsedo und Elia zu vertreten. Seine Kanzlei befand sich direkt unterhalb der Räume des Justizministeriums, ein „Zufall“, der Tresca verdächtig vorkam. Aber es war schwer, jetzt den Anwalt zu wechseln, denn der Zuritt zu den Verhafteten war nicht gestattet, und Salsedos Frau war von den Detektivs so eingeschüchtert worden, daß sie nicht wußte, was sie tun sollte. Sie sprachen mit dem Anwalt, Tresca schrieb ein paar Zeilen an die Verhafteten, der Anwalt trug den Zettel hinauf und berichtete bei seiner Rückkehr, daß Elia sich geweigert habe, ihn zu lesen, während Salsedo „verrückt werde“ und keine Fragen beantworte. Damit waren ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Sie wandten sich sogleich an einen amerikanischen Anwalt, der sich bereit erklärte, eine Unterredung zu verlangen. Vanzetti versprach, von Boston aus fünfzig Dollars von seinem eigenen Gelde zu schicken und den Rest des Anwaltshonorars zu beschaffen.

Noch etwas aber wollte er in Neuyork: sich die Freiheitsstatue ansehen. Als er nach Amerika kam, hatte er ihren Anblick versäumt, weil sein Dampfer in dichtem Nebel gelandet war. Und obgleich Amerika die Ideale, die diese Statue verkörpert, längst vergessen hat, war sie für Vanzetti immer noch das allgemeine Sinnbild der Sache, der er sein Leben geweiht hatte. Aber sie kamen zu spät zum Hafendampfer, und Vanzetti war so enttäuscht, daß ihm fast die Tränen in die Augen traten. „Die ganssen Jahre 'abe is sie sehn wollen!“ sagte er zu seinem Begleiter.

10.

An dem Tage, da Vanzetti nach Neuyork fuhr, packte Cornelia ihren Koffer. Aus Wien war ein Telegramm von Betty gekommen: „lätitia plötzlich budapest verheiratet komm sofort bestimmt im sommer italienischen see antwort hotel royal.“ Cornelia rief Deborah an, um ihr die Nachricht vorzulesen. Nachdem Deborah ihre Entrüstung über den Verrat einer armen Verwandten und ihr Entsetzen bei dem Gedanken an ihre allein gelassene, schutzlose Tochter in dieser berüchtigt frivolen Stadt geäußert hatte, fragte sie, was Cornelia zu tun gedenke, und schlug ihr natürlich vor, zu Betty hinübrzufahren. Zu solchen Zugeständnissen hatten vier Jahre voller Niederlagen sie und die Familie gebracht!

Cornelia hatte sich in der letzten Zeit über ihre Kräfte angestrengt. Sie war jetzt fünfundsechzig Jahre alt — wie ihre Töchter immer wieder betonten —, und seit vier Monaten hatte sie keinen Tag Ruhe gehabt. Ein Sommer an einem italienischen See in Bettys Gesellschaft war sehr verlockend. Sie erklärte sich bereit, zu fahren. Deborah unternahm es, ihren Mann zu veranlassen, durch seine Beziehungen sogleich einen Spezialpaß zu besorgen, einen Dampferplatz zu belegen und sogar den Fahrpreis zu bezahlen. Cornelia und Betty sollten wieder in den Schoß der Familie zurückkehren und die Dienste machtvoller Männer genießen, die bereit waren, ihnen überall auf der Welt, wo immer sie weilten, die Wege zu ebnen.

Die „Floritania“ sollte am Sonnabendnachmittag Neuyork verlassen. Am Freitag früh rief Vanzetti Cornelia an, die sich noch in Boston befand. Er war soeben aus Neuyork eingetroffen und wollte ihr die Neuigkeiten mitteilen. Sie lud ihn zum Essen ein und vernahm aus seinem Munde die schreckliche Geschichte von Salsedo und Elia. Sie kannte Salsedo, der in Boston als Setzer gearbitet hatte und zu den „Pikaniks“ gekommen war: ein gebrechlicher, kleiner, schwindsüchtiger Mann; — „er serr slekt jetzt,“ sagte Barto; „Frau denken sie töten ihm.“ Vanzetti war an diesem Morgen in der Sparkasse gewesen, hatte fünfzig Dollars abgehoben und gemäß seinem Versprechen an Tresca gesandt. Cornelia steuerte gleichfalls fünfzig Dollars bei. Sie kam sich jetzt sehr reich vor, da sie mehrere von Ruperts schönen und gewichtigen Bankschecks in der Tasche hatte.

Es schien eine Schande, in einer derartigen Krisis auf Reisen zu gehen. Aber Vanzetti erklärte sogleich, von solchen Gedanken dürfe Cornelia sich nicht beeinflussen lassen. Er teilte die Ansicht ihrer Töchter, daß sie eine alte Dame sei und Ruhe brauchte. Er sprach über die italienischen Seen, — sein Geburtsort lag nicht weit davon. „Solke reissende Gegend! Gute Menschen, arbeiten fleissik, leben einfak, naturale. Sie werden glücklik sein, vill im Freien, gehn spassieren im Wald, pflücken kleine Blumen, schicken an mir. Is pflücken für Sie Maiblumen, schicken ihm in Brief.“ Dann fügte er hinzu: „Vielleikt kommen is nak, wir nehmen kleine Boot auf italienische See, Genossin Betty singen kleine Lied! Is glauben, is gern deportiert sein!“

„Nehmen Sie sich in acht!“ sagte Cornelia. „Wenn Sie hinüberfahren wollen, fahren Sie lieber als zahlender Passagier und nicht als umsonst fahrender Deportierter, sonst können Sie nicht wieder zurück.“

Vanzetti lachte und gab wie gewöhnlich zur Antwort: „Anarchista müssen maken Propaganda!“ Sie erfuhr, daß er trotz aller Gefahren Versammlungen organisierte und Literatur verbreitete. Er arbeitete mit jenem Italiener Boda zusammen — „Sie kennen ihm, kleine Mann, Makkaroni'ändler, er fahren uns einmal ssu Dramma anschaun, wo wir damals gehn ssu Nick Sacco.“

„Ich erinnere mich an ihn.“

„Er 'at immer nok selbe kleine Waggen. Is' kaputt gewesen in Winter, aber jesst lassen ihm reparieren, serr bald wieder fahren, dann verteilen wir die Büker!“ Und er lachte wie ein ungezogener Junge. „Buk mit rote Deckel, was Polissist so erschrecken, — Sie erinnern an die Buk, wo Coacci und Orciani einmal gebrakt in Plymouth?“

„Ja, ganz genau.“

„Is' serr schlimme Buk, molto pericolloso, is' rote Anarchista-Deckel, ‚Ficcia a Faccia col Nemico'. Is' Grund für deportieren Coacci — finden sex Exemplar bei ihm, er sagen is' der Grund. Er is' wek schon sswei Woken. Vielleikt is' in Italia. Is' aben sein wie sagen — Addreß — sein Frau und Kinder sein in Brockton ssurück geblieben. Vielleikt sehn Sie ihm in Italia.“

„Haben Sie von diesen Büchern welche zu Hause?“

„Siker, sswei oder drei Exemplar, verkaufen ihm bei Gelegen'eit. Nick Sacco 'aben merr. Nick 'at keine Angst, er fahren sowieso, 'at Paß, Billett, alles fix. Sie werden Nick sehn in Italia, er leben in Süd, weiter unten, in, was Sie nennen Stiffel. Er sein glücklike Mann, gehn nak Italia. Er 'aben fünfsehn'undert Dollars ersparen in Bank — Frau maken ihn sparen ssehn Dollar jede Woke. Jesst gehn sschauen in rivoluzione, vielleikt 'elfen mit. Is' junge Mann, kann nikt bleiben 'ier, wenn solke große Sseit is' kommen, können nikt glücklik sein mit Sohlenschneiden von 'übsche Schuh für feine 'err!“

„Sie glauben wirklich, daß in Italien eine Revolution bevorsteht?“

„Sie geben akt, vielleikt sehn ihn selbst! Große Anblick für Yankee-Dame — niemand Ihnen was tun. Italienische Arbeiter denken, Amerika is' freie Land, gute Land — er denken, er maken Italia eine Land wie Amerika! Er wissen nikt, was arme Weps in Massachusetts passieren, er lesen nikt in Sseitung, wie Justizminister seine Agenten fangen Drucker, foltern ihm, schlagen ihm, bis er erssählen, was die Justizagent 'ören will!“

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Die Segelfahrt

Von Felix Rohmer.

„Ich denke, ich werde den heutigen Tag zu einer schönen, ausgiebigen Segelfahrt benutzen," sagte Helmut am Morgen beim Frühstück zu seiner Frau und blickte von der Veranda ihres Strandhäuschens auf das Meer, das ruhig friedlich und spiegelnd sich im Sonnenglanz dehnte, von dem Wind nur ganz zart gekräuselt.

„Aber nicht zu weit raus," meinte Gertrud mit einer kleinen Regung von Angst, „du weißt, ich bin immer ein bißchen unruhig, wenn du allein fährst. Und ich selbst, ich kann nicht mit heute. Fritzi kommt doch am Nachmittag mit ihrem Verlobten, und vielleicht auch dein Bruder Ich habe alle Hände voll zu tun."

„Ich bin spätestens um drei Uhr zurück," erwiderte Helmut, „im übrigen, was meinst du, soll ich nicht den Jungen mitnehmen?"

Hannes, der bisher sehr aufmerksam, aber ohne selbst ein Wort zu sagen, zugehört hatte, erhob sofort ein Indianergeheul und tanzte wild um den Tisch herum. Frau Gertrud erwischte ihn bei den Locken und zauste ihn gehörig.

„Aber Junge, wer wird denn so ungebärdig sein! Benimm dich doch!" Und zu Helmut gewandt: „Meinst du, daß es ungefährlich ist? Ihr beiden Mannleute" — sie lächelte behutsam — „seid so leicht unvorsichtig."

Ihr Mann deutete statt einer Antwort mit großer, theatralischer Gebärde auf das still und artig ruhende Wasser. Freilich, das sah nicht nach Gefahr aus, und Gertrud beruhigte sich rasch. Schließlich, daß vom Lande her ein ganz tüchtiger Wind blies, das mußte man wohl in Kauf nehmen. Und dann — wie sollte man auch segeln ohne Wind?

Hannes stürmte voraus zum Strand hinab und tat sich außerordentlich wichtig beim Klarmachen des Bootes, das so weiß und sauber und einladend vor seinem Anker schaukelte und tanzte. War schließlich mehr im Wege, als daß er irgendwie half, und mußte vom Vater fast mit Gewalt auf seinen Platz gesetzt werden. Vergaß auch ganz den Abschied von der Mutter, und erst als das Boot schon ein halbes Hundert Meter entfernt war, begann er aus Leibeskräften „Auf Wiedersehen" zu schreien und mit dem Taschentuch zu winken.

Draußen, wo die schützenden Dünen sich nicht mehr bemerkbar machten, sprang der Wind das Boot doch etwas heftiger an, als Helmut geglaubt hatte, und tauchte die Nase der kleinen Jacht tief ins Wasser, das zu beiden Seiten quirlend und schäumend vorbeirauschte. Aber Helmut freute sich des schnellen Vorwärtskommens, saß im Heck, beide Hände an der Leine des Ruders und vollauf beschäftigt, dem Jungen, der auf der Bank unterm Mast hockte und nur gewaltsam die jugendliche Unruhe seiner Glieder bezwang, auf dessen zahllose Fragen Antwort zu geben.

Man hatte, vor dem Winde liegend, schon längst die Außenreede hinter sich, ja die Küste stand bereits am Horizont wie ein zarter, sonnengelber Strich, als plötzlich die Segel schlaff herunterfielen und mit leise knatterndem Geräusch gegen das Tauwerk schlugen.

„Sieh mal, Vater, die schwarze Wolke," schrie Hannes ganz begeistert und zeigte nach Osten, wo sich eine bleigraue Wolkenbank mit furchtbarer Geschwindigkeit höher hob und der Sonne nachraste, die bald von dem Dunkel dieser Wand verschlungen werden mußte.

Der Vater, dem deutenden Finger des Jungen mit dem Blick folgend, wurde einen Augenblick blaß. Schüttelte aber dann bald die Unruhe ab — obgleich Meer und Himmel plötzlich gar nicht mehr so friedlich und harmlos aussahen wie vor zwei Stunden.

Ein leises Pfeifen kam über das Wasser — die Segel blähten sich, der Mast bog mit einem quarrenden, kreischenden Geräusch. Helmut wendete, um gegen den Wind an die Küste zu kreuzen. Die Sonne verschwand in wenigen Minuten, in mächtiger Bewegung rollte eine jählings aufkommende Dünung unter dem kleinen schlingernden Boot hinweg.

Hannes lächelte noch, trotzdem er wohl merkte, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Er lächelte, obgleich ihm unbehaglich zu Mute war, und er von überkommenden Spritzern bereits so durchnäßt war, daß er fror. Der Vater suchte eine Oeljacke hervor, die er dem Jungen über die Schulter legen wollte. Aber in demselben Augenblick, als Hannes mit beiden Händen danach langte, kam ein ungeheurer Windstoß, warf sich auf das Boot, daß es in allen Fugen zitterte und dröhnte, und fegte den Knaben über Bord ins Wasser.

„Hilfe!" schrie Helmut mit angstgeschüttelter Stimme und sprang im selben Augenblick selbst ins Wasser, um Hannes beim Auftauchen zu fassen. Aber sei es, daß die Strömung den Körper des Kleinen gleich mit sich fortgerissen, sei es daß der Vater in seiner Aufregung sich die Unglücksstelle nicht richtig gemerkt hatte — jedenfalls suchte er vergeblich und auch sein mehrmaliges Tauchen blieb erfolglos.

Fast ohnmächtig kraftlos, nur instinktiv klammerte sich der Vater schließlich an die Sorgeleine des kleinen Schiffes. das, führerlos von dem zum Sturm angewachsenen Wind Wellen trieb. Klammerte sich fest mit einer letzten unbewußten Bewegung fest überzeugt, daß ihn die Wellen im nächsten Augenblick hinabreißen und für immer mit seinem Kind vereinigen würde...

Er erwachte auf dem Deck eines Frachtdampfers, von dem aus man den Unglücksfall beobachtet und ein Bott zu seiner Rettung ausgesandt hatte. Viele Seeleute standen um ihn herum der Kapatän versuchte, ihm etwas heißen Grog einzuflößen, den Helmut aber sofort wieder von sich gab. „Mein Junge?" fragte er mit von Schluchzen erschütterter Stimme. Die Leute schüttelten nur ernst den Kopf oder zuckten mitleidig mit den Achseln. Er brauchte keine andere Antwort. Stand schwankend auf, von den anderen gestützt, lehnte sich an die Reeling und bohrte plötzlich mit wilder, verzweifelter Gebärde beide Fäuste in die brennenden Augen.

„Man muß es ihn allein ausmachen lassen", sagte einer der Leute. Und dann nickten sie und gingen wortlos, mit gesenkten Köpfen, fort nach dem Vorderdeck. Man konnte ihm ja nicht helfen, dem armen Teufel.

Helmut blieb allein, mit seinem Herzen voll Trauer und Verzweiflung. „Hannes" flüsterte er und sah den hellen, blonden Schopf des Jungen, wie er in dem dunklen Wasser versank. Sah Gertrud, seine Frau, wie sie ihm entgegenlief, mit schreckhaft aufgerissenen Augen, schleifenden Schritten, mit Gliedern, die sie nicht mehr zu regieren vermochte. Wo ist Hannes? Wo -- ist mein Kind!" schrie sie, drohend, mit leeren Händen, mit dem Bewußtsein, sie beraubt zu haben um das Glück ihres Lebens, um die schönste Erfüllung ihres Daseins.

Er ächzte dumpf, wie er sich dies vorstellte. Nahm die Hände von den Augen und sah sich mit verwirrte Blicken um. Keiner achtete auf ihn — der Sturm hatte sich so rasch gelegt wie er gekommen war, das rhythmische Hämmern der Maschine durchpulste das Schiff.

„Wie soll ich dies ertragen — so vor Gertrud hinzutreten?" dachte Helmut und eine erste Träne rann über seine Wange. Es geht nicht — es geht einfach nicht...

Dann plötzlich hob er den Kopf, schob sich langsam über die Reeling, immer hoch spähend, ob man ihn auch nicht beobachtete. Er tastete mit dem Fuß das Fallreep kletterte behutsam Sprosse für Sprosse herab. Sei nur ganz ruhig — ich hole ihn" dachte er noch, und „Hannes, hab' keine Angst — sieh mal, Vater kommt ja schon und holt dich und bringt dich zur Mutter". Das dachte er noch und weiter nichts, denn im nächsten Augenblick hatte ihn das Wasser erfaßt und trug ihn fort — zum Hannes!

Das Kriegsandenken

Von Fritz Knöller.

In Verdun steht ein Block Kriegsschauplatzomnibusse. Wie immer ist eine Menge Leute da, da die Douaumont sehen wollen. Man zerknüllt sich in allen Sprachen die feinen Kleider und zertritt sich (in allen Sprachen) die Schuhe aus buntem Leder, die wie exotische Vögel auf dem Asphalt zappeln, und beinahe wäre ein Kind mit Brille und Spinnenbeinen unter einen verstaubten Benzintank geraten: Elfie, Dimpfels sechsjähriges Töchterchen.

Wir haben unser Parteiprogramm und haben die Verpflichtung aller Mitglieder auf dies Programm. Alles andere ist eine Frage der Parteidemokratie. Das heißt, was darüber hinaus die Partei kann, ist nur dies, daß sie weiteste Diskussionsfreiheit gibt, daß sie der Erörterung der entscheidend wichtigen Fragen den Raum gibt, der ihrer Bedeutung zukommt, daß sie den Mitgliedern Gelegenheit gibt, die Tatsachengrundlagen kennenzulernen, und daß sie alle Versuche der Vertuschung und Verschleierung ablehnt, weil sie die Entwicklung hemmen und ablenken. Was hat der einzelne zu tun? Ehrlich an sich zu arbeiten und den anderen zu helfen, indem er ausspricht, was seine Erkenntnis ist. Daran fehlt noch viel. Wir haben die wundervolle Methode gesellschaftlicher Analyse, die uns Marx geschaffen hat. Aber wir wenden sie bei weitem nicht in dem Maße an, wie es notwendig wäre. Wir legen uns auch gar zu leicht fest auf wirtschaftliche und politische Fragen im engeren Sinne. Das ganze Gebiet gesellschaftlichen Lebens wartet noch unserer Untersuchung. Sie ist der einzige, aber auch der sichere Weg zur Lösung von Problemen, die sonst ein jeder nach seinem persönlichen Gefallen entscheidet und dem anderen aufzuzwingen sucht.

(Aus: „Religion, Kirche und Sozialismus" von Anna Siemsen.)

Frau Dimpfel betupft sich die verschwollenen Lider, und eine alte Dame aus England wackelt mit dem Kopf: „Das ist ja fast schlimmer als Krieg."

Indessen, man fährt. Blau und heiß strahlt der Himmel, es wackeln die Köpfe wie auf Pfählen, und man harrt mit Zeißgläsern zwischen behandschuhten Fingern der kommenden Dinge.

Und sie kommen, die Dinge, ungeheuerliche Dinge, zerbeultes Land, als wäre ein Meteor dazwischen gefahren, Blöcke aus Beton und rostigem Stahl, zerspellte faulige Baumstümpfe, dazwischen fettes Gras und Blumen mit seidigen Kelchen, und dann die Friedhöfe, wo oft Zehntausende verscharrt liegen und Kreuze in der Erde stecken wie hilflose Kinderschwerter.

In den offenen, feiststrahlenden Verkehrswannen stehen die Schaffner in Uniform. Wind und Staub nehmen ihnen die Worte wie abgeknipste Federn weg.

„Festung Verdun! 200 000 Tote! Der berüchtigt „Tote Mann"! Höhe „Kalte Erde"! „Rabenwald"! Und hier die Panzerfeste Thiaumont, und dort Vaux, wo es auch viele Tote gab — ", die Hälse recken sich, „— und das ist Douaumont, die hartumstrittene Feste, aussteigen, es steckt alles tief unter der Erde und doch aufgewühlt, bitte, die Karten vorzeigen und aufheben, rechts Verkaufsstelle von Kriegsschauplatzsouvenirs, weiter links speisen Sie für 30 Frank ganz vorzüglich."

Fremde aller Länder stieren auf den Boden. Gierig und stumm. Halblautes Gemurmel. Viel lauter geht der Wind. Liebespaare fassen sich an den zartbehandschuhten Fingerspitzen. Knickerbockers stochern sachlich in den „bombensichern" Kasematten, die bloß liegen wie gespaltene Särge. (Der Wind singt hier ganz hoch wie ein bleichsüchtiges Mädchen.) Fischglatte Damenbeine wippen etwas unsicher auf der zersägten Kuppe eines Panzerturmes, aber der Gatte oder der Freund hält die seltene Gelegenheit fest, und man lächelt sein pflichtschuldiges Kodaklächeln zwischen Trümmern und feistem Gras und man kritzelt seinen Namen auf leise knirschenden Beton.

Und dann trippelt man im Gänsemarsch, mit Florstrümpfe und Hornbrillen, in die „Tranchee des bajonettes", in jenen elend verschütteten Graben, wo von den Soldaten nichts mehr zu sehen ist als die Spitzen ihrer Bajonette. (Man hat es zum Denkmal gemacht und verdient Geld damit.) Und das Schweigen riecht hier nach Flacons und bösem Gewissen.

Als man heraus ist, gähnen die Knickerbockers ein bißchen hilflos und die Damen erinnern bescheiden an das Menü oder den Zug um 2,53 Uhr.

Dimpfels langen im Hotelzimmer an, müde wie nach dem Besuch einer Bildergalerie, eines Panoptikums. Selbst Elfie ist muffig, nachdem sie zuvor so harmlos und heiter in der Erde gebuddelt.

Table d'hote. Damen in Atlasroben, plüschene Rosen an der Büste, Perlen um den Nacken. Herren mit gipserner Hemdbrust, glitzernden Lackspitzen und gepolsterten Wangen, die nach Rasierseife duften. Messer funkeln. Kauen mit geschlossenem Mund. Von oben schwingen Kellner hartsilberne Platten. Fläschen, aus denen es purpurn und golden gluckert, in Servietten wie in reine Hemden gehüllt. Gabeln kreischen. Eine Dame biegt den Hals zurück und zeigt ein perlreines Gebiß.

An Dimpfels Tisch sitzen Landsleute. Studienrat Meuchle und Frau. Haute Sauterne und Filets helfen über manches hinweg, unschickliche Messerführung, unschickliche Gewissensbisse und anderes. Meuchle redet davon, daß Deutschland zu wenig Kinder gebäre. „Ein starkes Volk", schmatzt er, und leckt sich seine Pneumatiklippen, „braucht Kinder." (Meuchles sind kinderlos.)

Und schon steckt man im nächsten Krieg. (Denn dieser Krieg muß kommen, weil Deutschland jenen verloren hat.) Und die Herren Dimpfel und Meuchle rollen die Front vom Rhein bis zu den Pyrenäen auf.

Eine Jazzband knattert los. Blicke spritzen, Pfropfen knallen. Herren in Hosen von Eisenguß pressen ihre Hand wie Heftpflaster auf die edelsteinblinkenden, verwegen entblößten Rücken der Damen. Beine verschränken sich und Augen und Münder bieten sich an.

Herr Meuchle hat bereits mit Dimpfels Hilfe die völlig verkommenen Affen Frankreichs mit Stumpf und Stiel ausgerottet. „Unsere wackeren Feldgrauen!" spritzt es aus seiner weinfeuchten Kehle. Und von anderen Tischen hallt es in der Sprache fremder Völker wieder, und die Zungen älterer Herren, die Gold- und Platinzähne weisen und solche aus Porzellan, lallen immer eifriger die Worte: „Unsere wackern Feldgrauen!"

Und plötzlich läßt Herr Dimpfel ein Päckchen vom Zimmer holen. Kriegsschauplatzsouvenirs! Granathülsen. Feldsträuße oder — noch sinniger — dornenvolle Rosen will Frau Dimpfel in die Vasen stellen. Und Herr Dimpfel wird die Asche schwerer Importen auf die Teller aus Granatringen und Patronenhülsen träufeln und die feinen Zigaretten in ein Etui aus Koppelschlössern sperren.

Wehe Erinnerungen stellen sich ein. Herr Dimpfel hat vier Jahre lang Koppelschlösser verfertigt. Tränen und Sektgläser perlen.

Da will auch Kleinelfie nicht zurückstehen. „Aetsch," frohlockt sie mit Fistelstimmchen, „ich habe auch ein Kriegsandenken!"

„Du hast —?", man neigt sich ihr gönnerhaft zu, „du hast ein Kriegsandenken?", und lächelt sie ungläubig an.

„Doch, doch!" Elfie nickt eifrig, wickelt ihr Taschentüchchen auf und hält den Erwachsenen mit Abstand etwas unter die Nase.

Man wird plötzlich betreten. „Was ist das? — Was ist denn das?"

„Gib her!" befiehlt der Vater nach einer Pause. Elfie verzieht das Mündchen und klammert beide Hände um das Andenken. Der Vater will danach greifen, Elfie hüpfte mit einem Piepser zurück.

„Du sollst es hergeben! Hast du nicht gehört?" Frau Dimpfels Stirne kräuselt sich wie eine Pfütze, in die ein barscher Wind fährt. Elfie weiß noch nicht recht. ob sie gehorchen oder weinen soll. Vorläufig steckt sie das Andenken in den Mund und schielt von unten her.

„Pfui, pfui! Wirst du wohl!" Frau Dimpfel schießt hoch und entreißt Elfie das Andenken. Dumme dicke Tränen fließen. Herr Meuchle, der Naturkunde als Hauptfach hat, gibt sein Gutachten ab.

„Das da — hm — ist ein Corpus, das sich seiner histologischen Struktur noch zweifellos zu den Knochen zählt. Scheint wohl ein Fingerknochen zu sein. Goldfinger? Mittelfinger? Hm?"

Es wird ganz still um den Tisch. Der Haute Sauterne schmeckt nach Zuckerwasser. Von unten schüttern ruckweise Stöße. Elfie hat sich auf den Rücken gelegt und strampelt mit den Absätzen gegen die neue Cuthose des Studienrats.

„Willst du gleich!" fährt Herr Dimpfel sein Töchterchen an. Das aber befördert Elfies Würgen erheblich und endlich plärrt sie voll und saftig los. Von den Nachbartischen starrt man auf das ungezogene, oder wie manche auch finden, vernachlässigte Kind. Frau Dimpfel, rot bis unter die Haare, klaubt das wutschnappende Bündel auf und schleift es zur Tür hinaus.

Gelächter. Der Neueste Fox rast mit Affensprüngen die Wände hoch. Neben Herrn Dimpfel liegt das Knöchelchen wie ein beinerner Senflöffel. Frau Meuchle spürt eine leichte Uebelkeit.

Frau Dimpfel kehrt zurück, stark nach Eu de Cologne duftend. Schließlich sagt sie mit etwas schiefem Lächeln: „Kinder." Und die andern pflichten ihr bei: „Kinder, ja, Kinder."

Dann tritt Schweigen ein, und man geht zu Bett.

Fremdenlegion

Von Jean Reibrach.

Als der Feldwebel Mohamed vortrat, betrachtete ihn der Kapitän mit prüfendem Blick. Es war Befehl erteilt worden, den Unteroffizier, dem der Gefangene anvertraut werden sollte, aus dem Scharfschützenkorps mit Sorgfalt auszuwählen.

Der Gefangene war ein mehrfacher Deserteur und nicht im geringsten vertrauenerweckend. Ein Marsch von acht Tagen durch den Wüstensand war keine Kleinigkeit, noch dazu als Gefangenentransport.

Der Offizier betrachtete Mohamed vom Kopf bis zum Fuß: ein kräftiger Bursche, dunkles Gesicht mit niedriger Stirne und geschlitzten Augen, in streng militärischer Haltung und doch erfüllt vom sonderbaren Fatalismus seiner Rasse.

„Nimm zwei Mann, Mohamed, fasse Munition und Lebensmittel! Morgen um 3 Uhr früh Aufbruch. Gefangenentransport nach Tschablu, Uebergabe des Deserteurs an das Divisionsgericht, dann Einrücken. Nach guter Durchführung Urlaub! Verstanden?!“

„Mohamed hat verstanden!“

„Halt, noch eins! Wenn der Gefangene flüchten sollte, von der Schußwaffe Gebrauch machen!“

„Er laufen davon, Mohamed ihm schießen Kugel durch den Kopf. Kismet!“

„Gut“, sagte der Kapitän.

Tags darauf, vor Sonnenaufgang, traten drei Scharfschützen mit einem Gefangenen den Marsch durch die Wüste an. Sie trabten durch die trostlose Ebene. Später stieg die Sonne auf und brannte sengend durch Tropenhelm und Kleidung und machte jeden Schritt zur Qual. Der Sand strahlte die Sonnenhitze wieder aus und sein strahlender Glanz blendete. Sie tranken im Marschieren und doch ging es nur langsam vorwärts. Abend wurde es und sie befestigten ihr Zelt in der Nähe einer Zisterne und banden dem Gefangenen die Hände fest. Abwechselnd hielten sie Wache, das Gewehr zwischen den Beinen.

Am nächsten Tag war es noch heißer. Die Scharfschützen begannen zu fluchen. Ihre Wut über den Gefangenen, der diese Qual verursacht hatte, äußerte sich in derben Worten und giftigen Blicken. Dann rafften sie sich wieder auf und schritten in ihren blauen Gamaschen rastlos vorwärts.

Mohamed selbst empfand die Aufgabe von Stunde zu Stunde drückender. Er ließ keine Klage hören und bewahrte einen würdevollen Stolz im Bewußtsein seiner wichtigen Mission. Und um in der Ausführung derselben keine Verfehlung zu begehen, wiederholte er sie im Gehen seinem Gedächtnisse. Wenn er in Tschablu ankommt, wird er den Gefangenen dem Platzkommando übergeben und er erhält eine Bestätigung darüber, dann wird er Lebensmittel für die Rückkehr fassen. All das formte sich der Reihenfolge nach bildergleich in seinen Gedanken. Er sah die Stadt Tschablu vor sich, das Leben und Treiben der Garnison, die Straßen, er empfand das Wohlgefühl eines Rasttages, einer wohlverdienten Sauferei in einer kleinen Schenke, mit einigen Dirnen dazu.

Aber das war noch so weit! Mit einem Seufzer gab Mohamed auf, daran zu denken, und wiederholte sich die Befehle des Offiziers. Seine letzten Worte kamen ihm immer wieder ins Gedächtnis: Wenn der Gefangene fliehen will, sollst du ihn lieber erschießen.

Nach und nach, in der großen Ermattung am Rastplatze, erschien dieses letzte Bild öfters vor Mohameds Geiste. Er sah den Gefangenen, der zu fliehen versuchte, von einigen Flintenkugeln getroffen, mit drei Kugeln durch den Rücken, zu Boden fallen. Und diese Vision verursachte ihm Nachdenken. Er verharrte in seinem Schweigen, aber hier und da belebte ein unmotiviertes Lachen seine dicken Lippen. Der Fluchtversuch und die Flintenschüsse, das wäre das Ende seiner Aufgabe. Der Teufel hole Tschablu. Sie könnten dann umkehren. Als sie an diesem Tage das Ziel des Fußmarsches erreicht hatten, wechselte Mohamed einige Worte mit seinen Leuten, deren Gesichter sich erhellten und ließ die Hände des Gefangenen nicht binden und knöpfte sein Beinkleid nicht auf, die Scharfschützen beschäftigten sich sodann mit der Bereitung der Mahlzeit, ohne daß einer von ihnen, das Gewehr zwischen den Beinen, den Deserteur bewacht hätte. Sie taten sogar, als entfernten sie sich von ihm.

Der Gefangene zeigte sich anfangs wenig verwundert. Er wußte, daß die Disziplin in Entfernung von den Städten und von den Offizieren immer nachlasse. Trotzdem begann ihn nachmittags das Benehmen seiner Bewachung zu verblüffen. Er sah, wie sie ihn heimlich beobachteten, unter heftigen Gebärden sprachen, wobei sie ihre Freude mit Mühe zu unterdrücken suchten. Es schien ihm, als sei es zweifellos ihr Plan, ihn zur Flucht zu verleiten, und wie er sie mit ihren wachsamen lauernden Augen und mit ihren gezwungen achtlosen Mienen sah, das Gewehr stets handbereit, da lief ihm ein Schauer über den Rücken. Und so oft sie sich nur von ihm ferner rückten, näherte sich der Gefangene ihnen von selbst.

Am nächsten Tage, nach dem Erwachen, trat Mohamed an den Deserteur heran, „Du sage! Du fortlaufen können, wenn du willst!“

Er zeigte mit gutmütigem Lachen nach dem Horizont. Schweigend sah der Gefangene ihm in die Augen, dann schüttelte er den Kopf. Auf dem niederen Schädel des Scharfschützen erschien eine böse Falte. Ohne weiter in den Mann zu dringen, kehrte er sich seiner Mannschaft zu und ließ sie mit lauter Kehlkopfstimme zum Marsche antreten.

Sie nahmen ihren Marsch durch die Wüste wieder auf. Sie gingen unwillig, mit schlaffen Beinen, mit den schläfrigen Schritten von Menschen, die vor einem endlosen Wege an die Rückkehr denken, die fürchten, ihre Kräfte nicht genügend zu schonen. Mohamed selbst aber murrte laut. Die Hartnäckigkeit des Gefangenen, nicht zu flüchten, brachte ihn ganz außer sich. Nach dem Traum, den er in einem Moment gehabt hatte, war ihm die Aussicht auf die unvermeidlichen Fußmärsche immer grausamer erschienen. Und der Traum kam immer wieder vor sein Bewußtsein, mit unwiderstehlicher lockender Gewalt, erfüllte seinen Schädel ganz und quälte ihn mit rasender Hartnäckigkeit. Sein Gefangener muß die Flucht ergreifen!

Plötzlich blieb Mohamed stehen und rief den Deserteur an: „Du hör!, Du fortgehen! wir umkehren! Balek!“

„Balek! Balek!“ wiederholten die Scharfschützen.

Der Gefangene zuckte die Achseln. Eine Flamme lohte in den gelben Augensternen Mohameds auf. Er kreuzte die Arme und hob das Kinn drohend in die Höhe: „Nun, was ist! Du nicht fortgehen?“

Aus der weiten Einsamkeit der mörderischen Wüste unter der schweren Sonne, die den Sand versengte, stieg eine wilde Glut empor. Mit einem Sprung entfernte sich Mohamed vom Gefangenen und legte das Gewehr an. Drei Schüsse fielen. Der Mann lag auf dem Boden. Mit Freudengeschrei schwangen die Scharfschützen ihre Waffen. Mit ihren Messern trennten sie den Kopf des Toten vom Rumpfe, sie steckten den Kopf in einen ihrer Tornistersäcke. Dann schüttelte Mohamed mit gebieterischer Gebärde den Kopf und, indem er mit der Hand lebhaft die Luft durchschnitt, beruhigte er sein Gewissen mit einigen Worten: „Er sich wollen retten. ich ihn niederschießen! Kismet.

Und mit denselben Gebärden, begleitet von einem kindischen Gelächter, wiederholten die beiden anderen Scharfschützen, indes sie aufbrachen: „Kismet!“

Mutter Jettchens erste Eisenbahnfahrt

Von W. Bauer.

Jettchen Christ war wohl bereits Großmutter, aber noch nie in ihrem Leben in den Genuß und die Gefahr einer Reise auf der Eisenbahn gekommen. Im Zeichen des Luftschiffes gewiß ein Wunder!

Sie war grau geworden in der Enge ihres Gebirgsdorfes. Hatte nie Sehnsucht nach der großen Welt bekundet.

Jettchen Christ aber hatte einen „Einzigen“, der um so größere Sehnsucht nach der schönen Welt empfunden und seiner Sehnsucht auch Erfüllung gegeben. Nach Jahren des Wanderns war er in die große Stadt am Fuße ihres Heimatgebirges gekommen, hatte sich ein Weib genommen und sich ein eigenes Nest gebaut. Glückstrahlende Briefe schrieb er der Mutter... Und nach Jahr und Tag gab er Mutter Jettchen kund, daß er glücklicher Vater eines kräftigen Stammhalters geworden.

Jettchen Christ war Großmutter und geladen, den Enkel aus der Taufe heben zu helfen...

Mutter Jettchen mußte sich zur Reise entschließen. Sie tat es und traf die Vorbereitung zur Reise... Der Herr Lehrer und einige andere, die schon mehrfach gereist, wurden zu Rate gezogen. Sie waren hilfsbereit und kargten nicht mit guten Ratschlägen.

„Sie steigen auf unserer Haltestelle in den Zug und fahren direkt nach Ihrem Bestimmungsort. Wenn der Zug in X ankommt, werden alle Leute aussteigen, gehen Sie dann auch mit heraus. Ihr Herr Sohn wird Sie dann in Empfang nehmen“, hatte ihr der Herr Lehrer gesagt.

Jettchen Christ hatte versprochen, alles getreulich zu befolgen, was ihr der gelehrte Mann aufgegeben...

Der Tag der Reise kam. Merkwürdigerweise hatte das gute, alte Jettchen auch gar keine Scheu vor der Reise...

Sie machte sich auf die Wanderung nach der Bahnstation. Hurtig schritt sie auf der vom Regenwetter aufgeweichten Straße dahin. Was wollte die regnerische Nacht gegenüber ihrem Großmutterglück bedeuten? Der Morgen war ja heiter und die herbstliche Sonne lachte. Es sollte schon ein Freudenfest werden und den Festbraten brachte sie eigenhändig mit.

Das Herz voll liebreicher Gedanken, erreichte sie die Station. Der „Strom“ der Reisenden nahm Mutter Jettchen mit und ehe sich's das alte Mütterchen recht versah, saß sie mutterseelenallein in einem prächtigen Wagen mit Polsterbänken und Vorhängen an den Fenstern. Jetzt ging ihr auch des Rätsels Lösung auf, warum die Stadtleute so gern und oft reisen. So schön also war die Welt?...

Da wurde die Tür des Wagens geöffnet und eine sonore Männerstimme ertönte:

„Bitte, die Fahrkarte!“ Jettchen kam dem Verlangen mit Umständlichkeit nach.

Doch strenge Amtsmiene des Beamten:

„Mit dieser Fahrkarte dürfen Sie in diesem Wagen nicht fahren. Sie müssen entweder nachzahlen oder in einen anderen Wagen gehen“, belehrte sie der Uniformierte.

Jettchen konnte sich zur Nachzahlung nicht entschließen, denn sie war sparsamen Sinnes.

„Steigen Sie aus und gehen Sie in einen Wagen weiter hinten am Zuge. Beeilen Sie sich doch, der Zug fährt gleich ab!“

Wortlos stieg Jettchen Christ aus und mit Hilfe des Schaffners gelangte sie in den ihr laut ihrer Fahrkarte zustehenden Wagen. Der Wagen freilich war nicht so schön. Sie war geneigt, den Beamten für einen rechten Grobian zu halten...

Der Zug setzte sich in Bewegung. Es war keine Zeit mehr sich über das kleine Mißgeschick Gedanken zu machen... Draußen an den Fenstern zog die herbstliche Landschaft vorüber. Wechselvolle Bilder. Die Welt war doch recht groß und schön... Und der Wagen war ihr auch gut genug nun. Sogar ein Ofen war da und spendete wohlige Wärme. Die Menschen, die die Eisenbahn gemacht, hatten doch an alles gedacht...

Still saß Jettchen Christ und konnte gar nicht zu Ende kommen mit ihrem Denken...

Da hielt der Zug. Alle Leute stiegen aus. Jettchen befielen Zweifel. Und dann entsann sie sich der Rede des guten alten Lehrers.

Flugs erhob sie sich und eilte aus dem Wagen. Ein greller Pfiff und davon fuhr die Eisenbahn, hinein in die schöne Gotteswelt.

An der Fahrkartensperre wieder strenge Amtsmiene eines Beamten. Umständlich Frage- und Antwortspiel, dann Trost:

„Ja, gute Mutter, Sie hätten im Zuge bleiben müssen. Hier ist Umsteigestation nach M. In einer Stunde fährt der nächste Zug nach X., wohin Sie ja wollen!“

Das gute, alte Jettchen mußte warten... Welch Mißgeschick wiederum. Ihr „Einziger“ würde sich sorgen. — — — Und — o Schreck! — jetzt gewahrte Jettchen auch den Verlust der Festgans. Das Paket lag in dem schönen Wagen mit den Polstermöbeln, aus dem sie der grobe Beamte gewiesen.

Jettchen Christ kam das Weinen.

Endlich kam der „nächste“ Zug. Mutter Jettchen war vorsichtig und stieg diesmal nach eingehender Erkundigung in den ihr nach ihrer Fahrkarte zustehenden Wagen. Am wohlig warmen Ofen war noch ein Plätzchen für sie, denn sie fror, hatte von der Fußwanderung vom Morgen her feuchte Schuhe und wohl auch feuchte Strümpfe bekommen...

Auf ihre Erkundigung, wie lange wohl die Fahrt noch währe, wurde ihr Bescheid, daß eine gute Stunde vergehen werde...

Da hatte sie ja hinreichend Zeit, Schuhe und Strümpfe am warmen Ofen zu trocknen.

Gedacht, getan!

Wie im Fluge enteilte die Zeit. Jettchen kam in anregende Unterhaltung.

Auf einmal stand der Zug. Lärm und hastiges Leben und Treiben draußen. „Alles aussteigen!“ ertönten die Rufe der Schaffner.

Im Nu war das Abteil leer. Jettchen Christ war plötzlich allein. Schnell nahm sie Schuhe und Strümpfe vom Gestänge, das den Ofen umgab. Die Strümpfe waren bald an den Füßen. Oh, die wohlige Wärme. Einen Schnupfen würde sie nicht haben zum Feste.

Doch — — o Erbarmen! — — wie sahen die Schuhe aus? Die neuen Schuhe! Ganz zusammengeschrumpft — — und — viel zu klein waren sie geworden... Was nun beginnen? Ein Unglück kam doch selten allein.

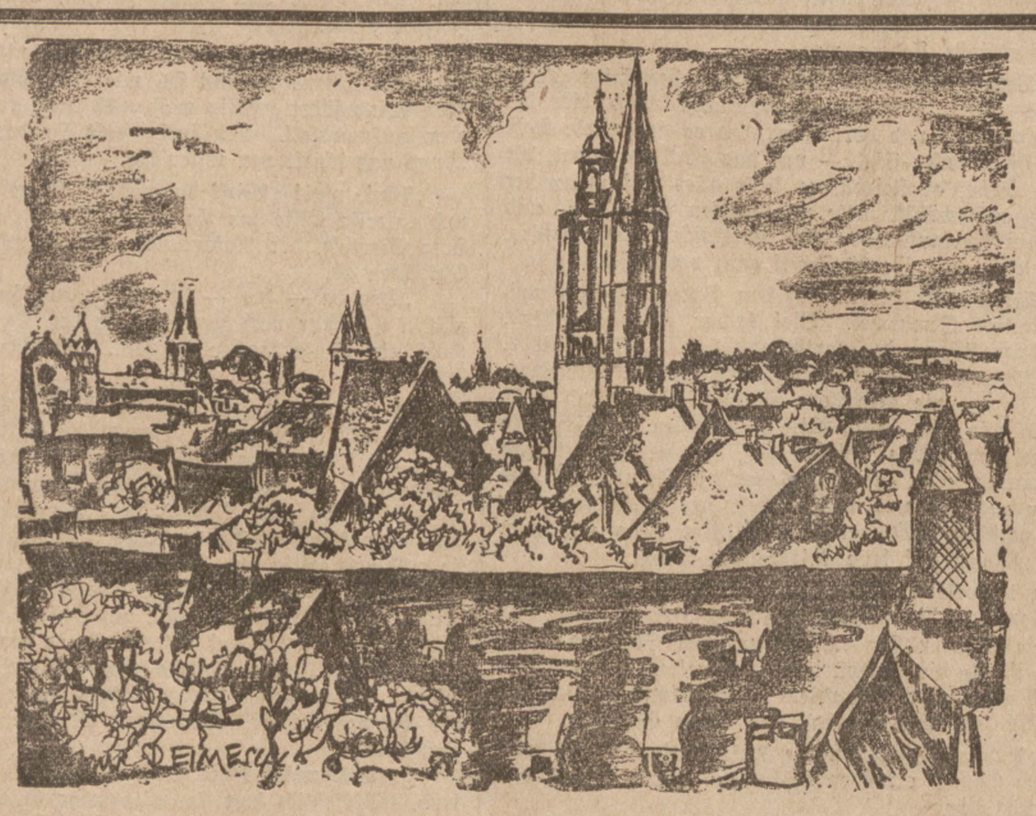
Aber hinaus mußte sie. Wenn nun der Zug wieder fortfuhr? — — Also die Schuhe in die Hand genommen und auf leichten Strumpfsohlen das Glück versucht.

Spott und Kopfschütteln des zahlreichen Publikums mußte sie über sich ergehen lassen. Solch große Stadt war doch ein Narrenhaus.

Da war es ihr wie eine Erlösung, als sie endlich ihr „Einziger“ in die Arme schloß, sie in ein am Ausgang des großen Bahnhofsgebäudes haltendes Automobil hob und mit ihr unter „Tat-tü-ta-ta“ davonfuhr.

Jettchen Christ kam wieder in den Besitz der Festgans, ist noch einigemale Großmutter und lebt, wenn sie nicht gestorben ist, noch...

Diese erste Reise ist ihre letzte gewesen, hat sie geschworen...



Blick auf Goslar

Die ehemals Freie Reichsstadt Goslar am Fuße des Rammelsberges beherbergt den ältesten noch erhaltenen weltlichen Bau Deutschlands, das von Heinrich III. gegründete sogenannte Kaiserhaus.

Kannibalismus

Von Andree Salmon.

... Juni 19.. Mein Lebenstagebuch! Schöne Kapitel, glänzende Etappen: Saint-Louis, Dakar, Cail, Konskry, Djel-Glegle, Mossafar, Hars-Ara. Soll ich noch weiter erzählen? Vielleicht gar das Kapitel „Bois-Colombe“ anführen? Das wäre schön langweilig nach drei Jahren Zentralafrika.

Heute morgen wenig Fieber. Meine alte Verwendung läßt mich das Bein ein wenig nachziehen. Verdammter Neger mit seiner Sagaie! — Endlich Didi erhalten, prachtvoll ausgestopft. Er, ich, ein alter Affe mit Tropenkoller, das ist alles, was von der ganzen Expedition übrig geblieben ist. Man hat mich dekoriert, aber man hat nichts für meinen Affen getan; das ist nicht gerecht!

... Juni 19.. Ich glaubte im Sand zu liegen, eingerollt in meinen Mantel, und dabei lag ich in meinem alten Studentenbett. Als die Morgenpost kam, weckte mich Mama, wie damals, als ich noch ein Junge war. Ich verstand noch nicht recht, träumte noch. „Alarm! Alarm! Zu den Waffen!“ Paul steh auf ... es ist Zeit fürs Lyzeum ... Land! Land! .., Leutnant Dryssel, ich ernenne Sie zum Ritter der Ehrenlegion ...“ ... Aber nein, das ist ja Mama, die mit mir spricht.

„Paul, eine gute Nachricht; Tante Alexandrine hat geschrieben.“

„Tante Alexandrine???“

„Sie verlangt nach dir, mein Junge, kannst du das glauben? Was für eine Ueberraschung! Du gehst doch, nicht wahr? In Uniform mit dem Orden! Was für eine Ueberraschung!“

Die gute Mama! Sie wagte nicht zu sagen: — was für ein Glück!

Die uralte Tante Alexandrine war die ältere Schwester meiner Mutter und Witwe eines Fabrikbesitzers mit sechs Millionen. Sie hatte keine Kinder und hielt sich ihre Familie so gut entfernt, daß ich mit meinen 27 Jahren die erschreckliche Tante, den Wauwau meiner Kindheit, noch nie gesehen hatte. Sie war in der Tat das Schreckgespenst gewesen, das zur Bekämpfung meines Uebermutes diente. „Wenn du nicht artig bist, rufe ich die Tante Alexandrine!“ Man hätte sie gut rufen können, sie wäre ja doch nicht gekommen.

Die finstere Fee, Tante Alexandrine, weckte also Hoffnungslämpchen. Wir sind ja so arm! Ich habe meinen mageren Sold und Mama dürftige Pension einer Stabsarztwitwe. Wie gut ich die materiellen Bitten meiner Mama verstehe!

„Paul, versprich mir, daß du Tante Alexandrine antwortest!“

Was schrieb also Tante Alexandrine? Ich sei ein Held, ein Stolz des Vaterlandes, so etwas sei man nicht gewohnt in der Familie und sie sei neugierig, einen Dryssel dieser Art kennen zu lernen.

„Unverschämt wird sie immer sein, Paulchen, aber immerhin zeigt dieser Brief, daß sie dir wohl will!“

Ich werde also hingehen. Mama wird zufrieden sein. Und ich selber möchte schließlich auch einmal diesen Wauwau kennen lernen.

„Wie hoch schätzt man ihr Vermögen?“ „Teufel!“

... Juli 19.. Ich habe die Frauen von Foutankee gesehen, die mit zwanzig Jahren Greisinnen sind und die sich Stirn und Nase mit einem langen Horn aus geölten Haaren schmücken; ich habe den König Beni mit seinem von Säbelhieben zerhackten Gesicht gesehen, der Federn auf dem Kopfe trug und der seinen Schmerbauch in einen Dolman eines Trainadjutanten gepreßt hatte, während die Beine nackt waren; ich habe die Frauen von Cereres gesehn, mit ihren zu Stricken gedrehten Haaren, die sich künstliche Blatternarben in die Haut ritzen, ich habe die Bambas gesehen, scheußlicher noch als ihre heiligen Affen, aber ich hatte die Tante Alexandrine noch nicht gesehen.

Sie hat kein Alter. Beim Eintreten in den Salon bemerkte ich ein zylindrisches Paket von alten Fetzen, seltenen und zerrissenen Spitzen und Trauerschleiern, die um schwammige Fleischmassen hingen. Am Gürtel hingen ein defekter Fächer, Schlüssel, Scheren, eine Hundepeitsche, ein goldenes, ziseliertes Lorgnon, ein Schreibzeug mit Notizblock, der mit großen Zahlen beschrieben war. Von dieser wogenden Masse ging ein unerträglicher Geruch von Asche und Essig aus. Besonderes Kennzeichen: die Dame in Schwarz hatte rote Pantoffeln.

In dem kleinen Gesicht unterschied man nichts als zwei große, starre Augen, eine rosa Fleischkugel, die als Nase dient und darunter einen schönen schwarzen Schnurrbart.

Die Tante Alexandrine begrüßte mich. Das Lorgnon vor den Augen examinierte mich die so gefürchtete Person.

„Kommen Sie näher!“ befahl sie.

Mit kindischem Vergnügen ließ sie mein Ehrenkreuz durch die Finger gleiten. „Der Stern der Tapferen!“ sagte meine Tante. „Sehr schön, Paul, setzen Sie sich!“ — „Meine Mutter“, begann ich ... „Sprechen wir von Ihnen und Ihren Reisen. Seeleute liebe ich sehr. Aber da fällt mir ein ...“

Tante Alexandrine läutete. Eine Dienerin kam und brachte auf einem Tablett ein venezianisches Glas und eine Karaffe mit Rum.

„Das ist echter Saint-Pierre, der ist für Sie! Trinken Sie! Alle Seeleute trinken! Trinken Sie nur, Paul!“

Fest entschlossen, meine Tante für mich einzunehmen, goß ich mir ein Glas voll und goß es, ohne eine Miene zu verziehen, hinunter. Dies kindische Gebahren war so recht nach Wunsch der tollen Alten. Sie klatschte in die Hände und jappte: „Bravo! Bravo! Paulchen! Sie sind ein echter Seemann! Also Krieg haben Sie geführt! Eine Weltreise war für Sie nicht genug! Ich habe Ihre Expedition in der Zeitung verfolgt. Zentralafrika muß ja ein wahrer Backofen sein! Erzählen Sie mir von den Wilden; schreckliche Kerle, was?“

„Mein Gott, Tante, man übertreibt sehr; große Kinder meistens.“

„Ta, ta, ta! Große Kinder, die einem den Kopf für nichts und wider nichts absäbeln! Wenn man unser Dreckvolk so regieren würde, gäb's weniger Schufte! Du bist auch nicht für die Regierung, stelle ich mir vor? Es ist wahr, ein Soldat darf nichts reden. Dort unten hattest du doch einen Harem, hast gelebt wie ein Pascha? Bei deiner Geburt hast du fast nichts gewogen; man gab dir keine drei Tage Leben. Das hast du ja gut reingebracht. Wieviel Wilde hast du getötet?“

„Aber, Tante, sehr wenige ... so wenig als möglich. Meine Expedition unterschied sich doch wesentlich von der Attilas. Die Kolonisierung ...“

„Ja, ja — Ihr sagt alle das gleiche. Man erzählt sich trotzdem schöne Geschichten von den Weißen bei den Negern. Sie wären ja auch schön dumm, wenn sie sich genieren wollten! Warst du bei großen Häuptlingen zu Gast?“

„Natürlich!“

„**Also hast du auch Menschenfleisch gegessen?**“

Meine Tante war außer sich vor Freude: — sie wieherte, klatschte in die Hände und ihre Füße wanden sich in den roten Pantoffeln.

Er hat Menschenfleisch gegessen! Er hat Menschenfleisch gegessen! Ein Dryssel hat Menschenfleisch gegessen! Du bist ein Kerl! Paul, du bist ein Kerl! Und ich habe immer geglaubt, du seist ein Trottel, wie die anderen! Sag, schmeckts gut?“

„Was denn, Tante?“

„Mensch!“

Ich dachte, wenn sie wirklich verrückt ist und einen Anfall hat, dann brauche ich nur den Stuhl umzuwerfen, um Schluß zu machen. In diesem Augenblick war ich auf alles gefaßt. Ich hielt sie für so reif für die Zwangsjacke, daß ich mich ganz ihrer Verrücktheit hingab. In wildem Vergnügen goß sie den Rest Rum in das Venezianerglas.

„Mensch — ah — das ist ausgezeichnet! Nur muß man ihn zu kochen verstehen. Das beste Stück ...“

„Weiter, weiter!“

„Das beste Stück ist die Lüfte!“ — „Schau mal an, ich dachte die Schulter!“ — „Man darf auch nicht glauben, daß die Jüngsten die Zartesten seien: nach dem Urteil der Kenner ist der Mensch erst von dreißig Jahren ab genießbar. Ich spreche natürlich von Weißen. Denn die Schwarzen, selbst die Frauen, behalten einen leichten, ranzigen Geschmack, der recht unangenehm ist.

Während meine Tante dumpf Beifall gluckste, improvisierte ich eine Stunde lang allerlei Scheußlichkeiten. Meine Phantasie war rege genug, um sich nicht die leiseste Müdigkeit spüren zu lassen. Ich hatte aber genug, weniger von den Kannibalengeschichten, als von der gierigen Freude der Alten, die nicht verrückt, sondern bösartig, dumm und menschenfeindlich bis zum Sadismus ist.

Als meine Beredsamkeit die höchsten Stufen selbst barbarischen Dichtern unbekannter Grausamkeit erreicht hatte, meldete die Dienerin Madame de Clarins, deren Patin meine Tante war.

Für mich allein blieb das Bild der blonden Schönheit, Madame des Clarins, erhalten, die man auch Bettina nennt. Sie ist 22 Jahre alt und geschieden; ihr Mann ist ein uninteressanter Spieler. Ich scheine Bettina nicht zu mißfallen leider ist die schreckliche Tante da.

„Bettina, meine Liebe, das ist Paul Dryssel, mein Neffe, Marineoffizier und Held des Tages! Ah — was für ein Bursche, hör, mein Kind, er hat Menschenfleisch gegessen — drei Jahre lang!“

... Juli 19.. Ich habe Bettina wiedergesehen. Mein unerfahrenes Herz ist dessen sicher: — ich bin verliebt und bin froh darüber. Ich habe Bettina geschworen, daß ich nie im Leben Menschenfleisch gegessen habe: — sie hat mir's ohne weiteres geglaubt. Keine Musik ist so schön wie das herrliche Lachen Bettinas. Liebt sie mich?

August 19... „Paul, ein Brief für dich!“ Heute abend bin ich wieder 16 Jahre alt — das Glück überwältigt mich, ich bin bis zum Unsinn zufrieden; ich bin unruhg, singe falsch, tanze und weine auch ein wenig. Ich kann nicht schlafen und werde die ganze Nacht Bettinas Brief lesen.

August 19.. Bettinas Mann hat ihre ganze Mitgift durchgebracht, sie lebt heute von einer winzigen Rente. Elendes Almosen! Wie, Bettina heiraten? Wir lieben uns so! Oh — sie befreien zu können! Aber ich bin bettelarm. Und dabei zögert meine arme kranke Mutter, die wahrlich nicht geizig ist und Pfennige sparen muß, eine Kur in Vichy zu machen — das riecht alles stark nach Elend. Wie wäre es, wenn ich meine Tante auffräße?

September 19.. Wenn ich die Tante besuche, spiele ich meine Rolle mit Ueberzeugung — kein Schauspieler kann kannibalische Szenen so wiedergeben wie ich. Ich bin ein vollendeter Salonanthropophage. Ich gehe sogar ein wenig zu weit und ich glaube, meiner würdigen Tante allmählich Schrecken einzujagen. Diese scheußlichen Dinge machten ihr entweder Angst, oder sie wird nach und nach ganz verrückt. Ich verstehe jetzt, ihr blasse Furcht beizubringen. Man kann beachtenswerte Erfolge erzielen, wenn man die Dosis der Scheußlichkeiten verdoppelt.

November 19.. Tante Alexandrine war widerlich schlohweiß in ihrem Mahagonibett. Das Zimmer stank nach Kampfer; Tante sagte, indem sie mühsam die Lippen bewegte: „Paul, noch eine Geschichte ... von dort unten!“

Januar 19.. Grabstein bestellt bei Billiers — einem alten Schulkameraden vom Louis-le-Grand-Gymnasium — für Tante.

Entlassungsgesuch im Ministerium eingereicht.

— — — — — — — — — —

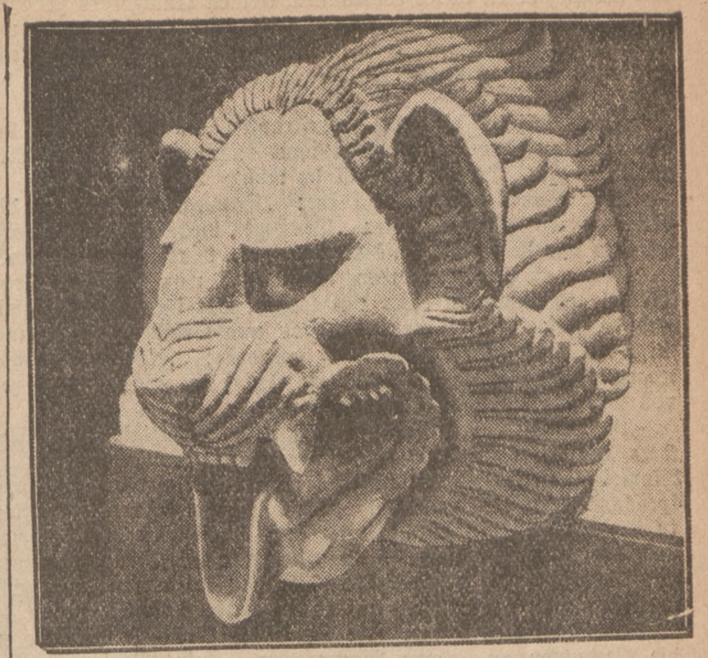
Kairo ... März 19.. Der Nil erstirbt im Sand unter Bettinas herrlichem Fuß. Wir sind allein, glücklich, stumm. Selbst über ihr Rosenbukett gebeugt atme ich noch den Duft der Geliebten.

Ein halbnacktes Negerlein, den Fez tief in die Stirn gedrückt, bietet uns ein elendes Halsband in weinerlichem Ton an. Bettinas Blick fordert mich zur Wohltätigkeit auf.

Trotzdem Bettina ja gar nicht weiß ... wirklich, das bin ich dem kleinen Neger schuldig! Ich lasse alles, was meine Tasche an Geld enthält, in seine schwarze Hand gleiten, Silber und Gold.

Sprachlos, wagt der Neger seine Hand nicht zu schließen. Er grinst, küßt den Saum meines Mantels und verschwindet eilig gegen die Vorstädte Kairos, dessen Minaretts am fernen Horizont die Kuppeln der Paläste überragen.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.)



Ein kostbarer Fund aus dem Altertum

wurde kürzlich in den Ruinen von Himera auf Sizilien ausgegraben: ein als Löwenkopf geformter Wasserspeier.

Spießers Sommerfrische

Von Paul Ratonek.

„Reizend, entzückend, einfach süß ist es hier!“ rief enthusiasmiert Frau Berta Markel ihrem Manne zu. Und während Herr Markel sich den buschigen Schnurrbart in Erwartung des kühlen Bieres mit seiner Zunge leckte und sich den Schweiß von der Stirn wischte, informierte sich Frau Markel mit gewohnter Gründlichkeit über Zimmerpreise mit und ohne Pension, ob der Wasserfall auch echt sei und ob es echte Schweizer Milchkühe auf der Alm gebe und Berliner Familien in der Pension.

Herr Markel erholte sich eben beim dritten Glas Bier von den Strapazen des warmen Tages, als die Gattin von ihrer Informationstour zurückkam und strahlend verkündete: „Hier bleiben wir!“

„Ubi bene — ibi patria“ dachte Herr Markel, denn das Bier war gut gekühlt, verriet kundige Hand und Zunge und bestellte das vierte Glas, was ihm einen strafenden Blick der Gattin eintrug, den er in seiner Wirkung abzuschwächen suchte, indem er sich beeilte zu sagen: „— — Wenn es dir hier gefällt, natürlich, selbstverständlich bleiben wir hier...“

Die Aussicht von der Schillerhöhe, 1200 Meter hoch, das Panorama, das sich den trunkenen Augen darbietet, ist einzig — wie schade, daß Du das nicht sehen kannst!“ schrieb Frau Markel auf einer Ansichtskarte an ihre beste Freundin — „Was glaubst du, wie die sich ärgern wird?“ wandte sie sich an ihren Mann. Der Mann aber dachte in diesem Augenblick gerade daran, wie schön es zu Hause wäre und antwortete zerstreut: „Da hast du recht, immerzu muß man sich hier herumärgern...“

Obgleich Frau Markel dasselbe dachte, sagte sie verächtlich: „Mit dir kann man sich eben über nichts unterhalten — —“ und schob ihm ein Sortiment Ansichtskarten zu — „hier unterschreibe!“

Herr Markel wurde immer unzufriedener: das Bier war miserabel (nur seine ausgedörrte Kehle hatte ihn damals bei seiner Ankunft über die Qualität täuschen können) überdies fand Markel, daß ein künstlicher Wasserfall wie in der Sächsischen Schweiz, den man an- und abstellen konnte, viel angenehmer sei als ein natürlicher, der auch in der Nacht weiterlärmte, den Schlaf störte und höchstens Erinnerungen an die kaputte Leitung im Badezimmer zu Hause weckte. Auch hatte Markel eine empfindliche Nase und das Odeur, das von dem benachbarten imposanten Misthaufen herüberzog, störte Markels Erholung.

So entstanden aus schlechtem Bier, echten Wasserfällen und Senkgrubendüften allmählich Komplexe, durch die Markels bisherige Auffassung über Sommerfrischenfreuden eine radikale Aenderung erfuhren. Aber Markel sagte nichts darüber zu seiner Frau aus dem einfachen Grund, weil er doch nichts zu sagen hatte — bis, ja, bis...

Das kam folgendermaßen. Markel hatte nicht nur eine sehr sensible Seele, sondern auch eine empfindliche Epidermis. Wenn ihn etwas stach, schwollen die Pusteln wie kleine Krater auf der Haut und Nacht für Nacht wurde Markel in seinem Bett von „etwas“ gestochen... Markel bat, Markel bettelte: „Berta, ich halte es nicht mehr aus! Die Viecher fressen mich auf — seit acht Tagen kann ich kein Auge schließen“ und er wies seiner Frau die zerbissenen, geschwollenen Stellen seines Körpers.

Doch an Frau Markel war nichts sensibel, weder Seele noch Körper, und sie schob nur bissig über die nächtiche Störung ihr verschlafenes Gesicht zur Wand und sagte schon halb im Schlaf: „Nichts beißt, gar nichts beißt, alles nur Einbildung!“

*

In einer Nacht ereignete sich etwas Furchtbares im Zimmer Nr. 9 des Hotels „Zum Wasserfall“. Es schlug eben 12 Uhr vom Kirchturm, als Markel trotz seiner hochgradigen Kurzsichtig-



Die Statue des Mainzer Rheinland-Befreiungsdenkmals

das von dem Frankfurter Bildhauer Elkan geschaffen, von der hessischen Regierung gestiftet wurde: eine Frauengestalt, die — aus schwerem Traum erwachend — sich zum Lichte emporreckt.

keit plötzlich einen dieser rotbraunen, kleinen Quälgeister zwischen seinen Fingern zerdrückte. Erregt über sein Jagdglück und um seiner Frau zu beweisen, was in diesem Hotelzimmer herumkroch, weckte er seine Frau: „Hier — hier — nun, was sagst du dazu...?"

Frau Markel rieb sich schlaftrunken die Augen, sah sich die Sache zwischen den Fingern ihres Mannes mit bösem Blick an und sagte: „Deswegen weckst du mich? Deswegen?"

Herr Markel echote nur blöde: „Deswegen",.... Und die Gattin wiederholte nochmals: „Deswegen weckst du mich? Weißt du, was das ist — ein Glückskäferchen, ein Marienkäfer ist das!" Hier muß bemerkt werden, das einzige, was Herr und Frau Markel gemeinsam in ihrer Ehe trugen, war ihre Kurzsichtigkeit und da Frau Markel ohne Lorgnon und Gebiß zu Bett ging, keifte sie mit zahnlosem Mund nochmals: „Einen Menschen wegen eines Glückskäfers aus dem Schlaf zu wecken!" und zog voll Bosheit die Decke über den Kopf.

Da geschah das Unfaßbare, daß nach zwanzigjähriger Ehe, Herr Markel, vom furor teutonicus erfaßt, zum Mann wurde. Markel klingelte — zum Entsetzen seiner Gattin, die vor Schreck sprachlos geworden war (und das will was sagen) — mitten in der Nacht, zuerst einmal nach dem Stubenmädchen, zweimal nach dem Zimmerkellner und dann dreimal nach dem Hausdiener und hielt dicht vor den perplexen übernächtigten Gesichtern, zwischen gespitzten Fingern das rotbraune, halbzerquetschte Insekt — „Ist dies hier eine Wanze oder ein Glückskäfer —?" herrschte er die Verdutzten an, „eine Wanze oder — ein Marienkäfer — ja — oder — nein?"

Selbst der Geschäftsführer und der Hotelier, die von dem Sturmläuten aus den Betten gescheucht, herbeigeeilt waren, konnten nicht in Abrede stellen, daß es sich hier um ein Exemplar der Gattung Acanthia lectularia zu Deutsch Bettwanze handelte.

„Wissen Sie, schrie Markel den Wirt an, „daß die Wanze in 24 Stunden Großmutter wird — wissen Sie, daß sie als Krankheitsüberträgerin eine Gefahr für die Gäste hier bedeutet — wissen Sie, daß ich und dieses infame Insekt den Ruf ihres Hotels ruinieren können!...

Der Wirt starrte erbleichend in das zorngerötete Markelsche Gesicht. Das Personal hatte sich inzwischen verdrückt.

„Was zum Teufel gedenken Sie nun zu tun?" tobte Markel. Der Wirt, zu konsterniert über den Vorfall, um zu erkennen, daß aus Angst vor der eigenen Courage sich Markel künstlich in Wut setzte — bat unentwegt, vor Markel dienernd und ihn beschwörend: „Herr Markel, um Himmels willen, nur kein Skandal, nur kein Skandal, nur kein Aufsehen!"

Dieser Szene machte Frau Markel, die sich inzwischen ihr Kleid umgeworfen hatte, ein Ende, indem sie zum Wirt sagte: „Regen Sie bloß meinen Mann nicht noch weiter auf!" Und zu ihrem Mann sagte sie mit falscher zärtlicher Stimme: „Geh, bitte, beruhige dich nur, Lieber — geh, leg dich nur nieder, Lieber, ich werde schon alles in Ordnung bringen!"

*

Und Frau Markel brachte alles in Ordnung. Der Wirt des Hotels „Zum Wasserfall" vergütete den zehntägigen Aufenthalt zurück, wofür sich das Ehepaar Markel verpflichtete, nichts Nachteiliges über das Hotel zu verbreiten.

Frau Markel hat dann triumphierend das Geld eingesteckt und zu ihrem Mann gesagt: „Wenn ich dir nicht gesagt hätte, daß die Wanze ein Glückskäfer ist, hättest du dich doch nie und nimmer getraut, so einen Skandal zu machen, stimmt's?"

Wozu Herr Markel nur traurig zu nicken vermochte... So endete Markels erste und letzte Heldentat auf der Sommerfrische im Hotel „Zum Wasserfall".



Ein hochwichtiger prähistorischer Fund

wurde in dem großen Gräberfeld von Celakowitz bei Prag gemacht: das Grab eines germanischen Kriegers, der mit seinem Pferde beigesetzt ist. Funde an prachtvollen Schmiedearbeiten in Bronze und Gold lassen den germanischen Ursprung klar erkennen.

Schwester Jonsons Geschichte

Nachfolgende Uebersetzung ist ein Auszug aus dem ersten Roman des amerikanischen Negerdichters Langston Hughes, „Nicht ohne Gelächter", der vor kurzem im Verlage Knopf, Neuyork, erschien. Langston Hughes ist der Verfasser von zwei Gedichtbänden, die in deutscher Uebersetzung teilweise in der Sammlung der Negerdichter „Afrika singt!" im Verlage Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien, erschienen sind.

In einer Sommersnacht erzählt auf der Veranda vor Tante Hagers Haus in einer Stadt in Kansas.

Die alte Negerin nahm einen tiefen Zug aus ihrer Maiskolbenpfeife und ein heller Feuerkreis glühte knisternd aus dem Pfeifenkopf.

Müde des Spiels kamen die Kinder auf die Veranda.

Die Nacht verwischte die festen Linien des Tages und die Raucherin begann zu erzählen. Alle kannten ihre Geschichten und hatten sie mehr als ein dutzendmal gehört.

„Ich will euch von damals erzählen... ich glaube, ihr kennt die Geschichte..."

„Nein, ich kenne sie noch nicht!", versicherte der Junge, der sich nie satt hören konnte, wenn Schwester Johnson erzählte.

„Nein, das hast du uns noch nicht erzählt!", log die ältere Harriet wie ein Kind.

„Also gut..." — Mit tausend Einzelheiten erzählte sie aus ihrer Kindheit, wie sie als freigelassenes, junges Mädchen nach dem Bürgerkriege bei einem Farmer in Dienste ging. Das war dort unten am Mississippi nahe bei Vicksburg. Später, als sie immer noch bei dem Farmer diente, heiratete sie Tom Johnson, einen braven Landarbeiter. Jahr für Jahr kam ein Kind und zu den fünf Babies behütete sie die drei Kleinen ihrer weißen Herrin. Sie nährte die kleinen Weißen an ihrer schwarzen Brust. Manche Nacht überließ sie die eigenen sich selbst und eilte hinüber, ihre weißen Sorgenkinder zu pflegen, wenn sie krank lagen. Die weißen Knirpse riefen sie „Mammie" und als die Junge Männer wurden und sich verheirateten, ging sie immer noch zu ihnen und arbeitete für ihre Familien.

„Damals lebten wir Nigger in einer Stadt, die die Weißen Crowville nannten. Wir hatten unsere Häuser und Besitzungen, Baumwollfelder und Pflanzungen. Das war vor den Unruhen. — Uns ging es zu gut, sagten die Weißen. Wir störten uns nicht daran, obwohl sie heute noch immer dasselbe sagen. — Also gut! — Wir richteten ein Haus nach dem anderen, umzäunten unsere Gärten, strichen Fenster und Türen an und Crowvill sah freundlicher und sauberer aus als viele Gesichter der Weißen. Sie höhnten und spotteten schlimmer: „Spitzbuben von Niggers! — Leben in angestrichenen Häusern und ziehen sich an, als ob sie wer weiß wer wären!" — Eine Weile ging alles gut! — Wir Farbigen schafften mit Fleiß und kamen vorwärts. Jahr für Jahr wurde die Baumwollernte besser und wir konnten uns Möbel, Geräte kaufen. Einer von uns, John Lowdins, brachte es sogar soweit, daß er einen Handel mit Automobilen anfangen konnte. Das schlug dem Faß den Boden aus! — In einer Nacht, von Samstag auf Sonntag, rempelte ihn ein Weißer wegen seines Geschäftes an. Auf die Erwiderung: „Lassen Sie mich bitte in Ruhe!", schlug ihn der Weiße mit der Faust auf den Mund, weil er eine Gegenrede gewagt haite. — John war nur ein stinkiger Nigger, aber der Weiße war eben ein Weißer!

— „Dich will ich kurieren!", brüllte der Weiße und schlug dem Nigger sechs-, siebenmal links und rechts in das Gesicht, daß ihm das Blut aus Nase und Mund floß. In verzweifelter Notwehr griff John nach seinem Revolver, feuerte zweimal in die Luft und die dritte Kugel streifte den Weißen ungefährlich an der Schulter. John hatte nicht die Absicht, den Betrunkenen zu töten. Als er jedoch sah, daß er den Krakeler verwundet hatte, sprang er in seinen Wagen, jagte Hals über Kopf davon und erreichte noch in der Nacht den Flußdampfer nach Vicksburg, der ihn stromabwärts in Sicherheit brachte. — Gut! — und nun.... In derselben Nacht alarmierten die Weißen mit Sturmlichtern, Gewehrschüssen und Gebrüll die schlafende Stadt. Sie ließen die Hunde los! Eine wilde Schießerei begann und sie stürmten in unsern friedlichen Schlaf. Sie schlugen Türen und Fenster ein! Rissen die Schlafenden aus ihren Betten und suchten überall John Lowdins, aber sie fanden ihn nicht! — Sie brüllten, den Niggers in Crowville einen Denkzettel zu geben, an den sie ewig denken sollten! — Diesen verdammten Niggers, die wagten, ihre Häuser anzustreichen und mit Autos zu handeln! — „Heraus aus die Betten! — Heraus aus den Häusern! — Auf die Straße! — In die Hölle!... Zum Teufel mit euch!" — Sie trieben uns in die Felder in stockfinsterer Nacht und wagten es nicht, unser Leben anzutasten! — Neger, Frauen und Männer, halbnackt oder nur ein Hemd auf dem Leibe, barfuß aus dem Schlaf gerissen, rannten alle den schnellsten Weg hinaus in die rettende Dunkelheit. Sie rissen sich die nackten Füße auf über Steine und Drahtzäune, zerschlugen sich die Gesichter in den Gräben, brachen Arme und Beine über Löcher und Baumstümpfe. Die alte Pheeney, die seit sechs Jahren gelähmt zu Bett lag und sich nicht rühren konnte, mußte von ihren Kindern hinaus in die Felder geschleppt werden. Ihre entsetzlichen Schreie gellten durch die Nacht. Und Brian sprang unbekleidet aus seinem Bett, griff nach dem ersten, besten Kleidungsstück und kam in der Schürze seiner Frau angerannt. Die Kinder wimmerten durch die Felder. Die Männer fluchten und ballten ohnmächtig ihre Fäuste. Die Frauen lagen jammernd und weinend auf den Knien und beteten... Wir mußten wehrlos zusehen, wie fünfhundert Weiße aus Strohbündeln und Brettern Fackeln anzündeten und wie die Horde Mordbrenner brüllend, im Wettlauf ein Haus nach dem anderen in Brand steckten. — Die Holzstallungen zuerst. — Aus einem Stall flog ein Schwarm brennender Hühner. Kornmieten, Scheunen, Speicher, Geräteschuppen, Viehställe und zuletzt die Wohnhäuser. Die Hitze drang herüber zu uns auf die Felder und der beißende Rauch stach in unsere Augen. Wir sahen, wie die Flammen aus Türen und Fenstern hinauf zum Dachfirst sprangen, wie die Treppen und Wände in den Häusern zusammenbrachen. Wir hörten das Gebrüll und Gestampf unserer angeketteten Kühe in den Ställen. Eine Kuh kam mit einem brennenden Heuhaufen auf dem Rücken aus den Flammen gestürzt und brach auf dem Hofe unter gräßlichem Gebrüll zusammen. — Die Feuersbrunst loderte über die Felder weithin über das Land. — Am Morgen, als der Rauch sich über die Trümmer wälzte, lagen wir nackt in unseren reifen Baumwollfeldern und Crowville war nicht mehr! — Nicht eine Schwelle, keine Hundehütte war geblieben. — Glühende Asche das war unser Besitz. — Und die Weißen kamen schwerbewaffnet und höhnten: „Wir haben große Lust, als Gratifikation jetzt jeden einzelnen von euch durchzuprügeln! — Haha! — So wohlhabend waret ihr schon lange nicht mehr! Nun bemalt eure Häuser noch einmal, wenn ihr Lust dazu habt! — Wir werden euch helfen, uns mit euren Autos einfach über den Haufen zu fahren!" Das war unser letzter Sonntag in Crowville! — Es war herzzerreißend zu sehen, wie sich einer nach dem andern aufmachte, um nur mit dem Hemd auf der Leibe und ohne etwas an den Füßen, fortzukommen. Mutter Bailey sagte: „Hier hat Gott mich achtzig Jahre arbeiten und leben lassen, nun muß er mir noch einmal achtzig Jahre in St. Louis geben!" — Und sie ging ohne jedes Stück in der Hand fort. — Tom und ich nahmen die Kinder und wanderten nach Cairo. Tom fand Arbeit in einer Kolonne Bahnarbeiter und so kamen wir hierher. — Erzähle mir einer, die Weißen seien gut!.. Ich kenne sie alle miteinander..."

Die alte Negerin klopfte ihre Pfeife gegen einen Balken und schüttete die kalte Asch hinaus auf den Hof. Alle saßen still und in sich gesunken...

„Ihr kennt den alten Wright, der vor fünf Jahren die Mühle kaufte?", unterbrach die zwanzigjährige Harriet das Schweigen. „Er hat über Nacht seinen Betrieb mit farbigen Mädchen so geölt, daß er jetzt das große Hotel, einen Wolkenkratzer, von dem Gelde bauen konnte. Um dazu von der Stadt die Genehmigung zu erhalten, vermachte er das Waisenhaus für die Farbigen als fromme Stiftung dem Senat. Was ist das ganze Waisenhaus gegen einen Speisesalon? — An dem Pferch ziehen sie seit zwanzig Jahren Negerkinder groß, damit sie nicht mit den weißen Babies zusammen auf die Straße kommen. Er will nicht, daß sich schwarz und weiß mischt. Was kümmert dem frommen Spender die furchtbare Kinderarbeit, die zur Tradition dieses Hauses der Schmerzen gehört? — Habe ich nicht als Kind von vier Jahren dort dreizehn Stunden in sengender Sonnenhitze bei der Tomatenernte arbeiten müssen?"

Das Mädchen schauderte voll Abscheu vor der schrecklichen Erinnerung zusammen. Gräßliche Scheußlichkeiten hatten ihre Jugend ausgelöscht, als Tante Hager sie an Kindes statt in ihrem Hause aufnahm. — Einmal, als fünfjähriges Kind, hatte sie sich auf dem Hofe des Waisenhauses durch eine offene Tür in den Nachbargarten geschlichen. Eine Kinderschar kam ihr entgegengerannt und fiel über sie her. Die Kinder griffen ihre kurzen, schwarzen Locken, rissen sie an den Haaren im Kreise herum und tanzten und schrien: „Blackie! — Blackie!" Als sie vor Schmerzen schrie und fliehen wollte, rissen die Kinder sie an den Haaren zur Erde. Das alles geschah, ohne daß eines der weißen Kinder dafür zur Rechenschaft gezogen werden konnte. — Von der Zeit ab würgte es in ihrer Kehle, wenn sie mit Weißen zusammen kam. Die Ohnmacht nährte eine beständige Furcht, die sich zum unerbittlichen Haß steigerte.

Als sie ihre Pflegeeltern gefunden hatte, besuchte sie die höhere Schule. Keine ihrer Mitschülerinnen sang so herrlich und tanzte so schön wie sie. Sie galt als die begabteste Schülerin in der Klasse, so daß sich viele der weißen Mädchen mit ihr befreundeten. Wenn jedoch beim Schluß des Unterrichts die Freundinnen „Auf Wiedersehen!" sagten so wußte sie, daß diese Höflichkeit in Wahrheit nichts anderes hieß als: „Wir dürfen uns auf der Straße nicht mit einer Farbigen sehen lassen!" — Bald hatte das Geplauder der ersten Schuljahre sein Ende. Als ihre Mitschülerinnen spürten, daß sie von den Augen der Jungens auf den Tennisplätzen und aus den Fenstern der Billardsäle verfolgt wurden, war jede Freundschaft mit der schwarzen dahin. Es war unsauber, mit Harriet zu sprechen.

Den schmerzlichsten Hieb versetzte ihr einer der letzten Schultage. Es war bei einer Schülervorstellung im Palasttheater in der Main-Street. Für die höheren Schulen wurde in einer Sondervorstellung ein Film aus der Tiefsee gezeigt. Sie saß mit ihren Klassenschülerinnen zusammen und war gebannt über die Wunder aus der Tiefsee des Ozeans, als plötzlich die Platzanweiserin ihr auf die Schulter tippte.

„Die hinteren drei Reihen sind für die Farbigen!"

„Ich.. aber... aber ich bin doch mit meiner Klasse! — Uns ist diese Reihe angewiesen worden!" stammelte Harriet.

„Ich kann daran nichts ändern! — Die Hausordnung bestimmt hier!", erwiderte die Platzanweiserin und störte die Aufmerksamkeit aller Besucher.

„Bitte, keine Widerrede! — Sie haben sich zu fügen!"

Harriet stand auf und stolperte über die Stufe dem dunklen Ausgang zu, ins Tageslicht.

Sie zitterte an allen Gliedern.

Ihr Klassenlehrer saß dabei ohne Widerrede, ohne einen Laut des Protestes und keine ihrer Mitschülerinnen verteidigte sie.

„Oh, wie ich sie hasse", sprang das Mädchen lautschreiend auf, daß ihre Umgebung erschreckt zusammenfuhr.

„Mein Haus ist alt wie Schwester Johnson achtzig Jahre und meine zwanzig zusammen! — Mit hundertjährigem Haß sehen meine Augen in diese Welt! — Ihr mögt für sie das Vaterunser beten — — — ich hasse sie! Ich werde sie ewig hassen!"

Das Mädchen preßte ihre Fäuste vor die Augen, als wäre ihr Leben finsterer als die Nacht, die mit ihren Sternen über die Veranda zog. Berecht. Uebertragung von C. P. Hiesgen.

Die Nacht

Ein Schwang aus dem Morgenland.

Zwei Hodjas, Priester, saßen des Nachts im Zelt auf weichen Kissen, mitten in der Wüste, und stritten lebhaft über Deutung einer Koranstelle.

Da brachen zwei Räuber ein und nahmen ihnen die Koranhandschrift und die Kissen.

Erschrocken und entrüstet blickten die Priester den Räubern nach. — Endlich faßte sich der eine Priester und sprach:

„Wir hatten eben gehadert, wozu Allah mag die Nacht erschaffen haben. Die Kirchenväter sind da — nicht wahr? — verschiedener Ansicht. Imam Tewfik meint: die Nacht sei bestimmt zum Studium des Korans; Abu Hadji hingegen lehrt: nein, die Nacht sei da, damit die Menschen schlafen. Nun frage ich dich: welcher Stimme folgten wohl die zwei Räuber? Wenn ihnen dünkte, die Nacht sei da zum Koranlesen — warum haben sie uns die Schrift genommen? Sind sie aber der Auffassung, man habe bei Nacht zu ruhen — was stehlen sie uns die Kissen?"

„Freund," sagte der andere Priester, „offendar entstammen die Bösewichter zwei verschiedenen Glaubensschulen. Der eine teilt die Ueberzeugung des Imam Tewfik, man habe den Koran zu lesen — er nahm uns die Kissen. Der andere Räuber hält es mit Abu Hadji — er holte uns den Koran weg."

Roda Roda.

bedeutet dies augenblicklich noch nicht den gänzlichen Hungertod. Die Unterstützung bleibt ziemlich dieselbe, aber der lange, dunkle, schmerzvolle Weg bis dahin! Und dann: wer bürgt dafür, daß nicht eines Tages nach Ablauf der gesetzlichen Fristen; das Gnadenbrot der Krisenfürsorge entreißt. Dann bleibt der Gang nach Almosen — oder . . .

Einer nach dem anderen verläßt mit der empfangenen Unterstützung das Zimmer. „Wenigstens noch nicht ausgesteuert!" Das ist der einzige Trost!

Die Stadt im Wochenspiegel.

Im wesentlichen sind besondere Ereignisse, die sich in der Stadt zugetragen haben, nicht zu verzeichnen. Auch darin scheint sich die Sauregurkenzeit bemerkbar zu machen. Die von den Kaufleuten, Gewerbetreibenden und Handwerkern abgehaltene Protestversammlung hatte zwar nach außen hin einen vollen Erfolg gehabt, indem bekundet wurde, daß sich angeführte Berufsstände im Kampf um eine gerechte Steuereinschätzung einig sind. Denn in der Tat erweckt das bisherige Gebahren der Steuerbehörde öffentliches Aergernis, wenn in Betracht gezogen wird, daß Steuereinschätzungen in diesem Jahre bis zu fünfhundert Prozent vorgenommen wurden, als andere Jahre, trotz Nachweisung und zur Verfügungstellung aller Geschäftsbücher. Man teilt uns mit, daß, wenn heute nicht einmal ordentlich geführte Geschäftsbücher glaubwürdig erscheinen und nicht angesehen werden, man in Zukunft überhaupt keine Bücher führen wird. Es wird doch niemandem Glauben geschenkt und man wird sich auf das Bendziner System verlegen, indem man einfach nach Gutdünken zahlen wird. Im übrigen wollen eine große Anzahl Gewerbetreibender und Handwerker zum 1. Oktober d. Js. ab ihre Gewerbe abmelden, um den verschiedenen Steuerarten zu entgehen.

Die Wirtschaftskrise macht sich in der Stadt immer mehr bemerkbar, die Steuereingänge sind sehr gering. Besondere Klage führen die hiesigen Kinobesitzer über die Leere ihrer Theater, die sich schon auch an den Magistrat gewandt haben, daß ihnen ihre Steuern im Sommer gestundet werden sollen und sie diese dann im Winter begleichen wollen. Selbstverständlich kann die Stadtverwaltung nicht darauf eingehen, da sie auch verschiedenen Verpflichtungen nachkommen muß. Trotzdem wurde während der Sommermonate, wo ja der Besuch der Kinos alle Jahre ein schlechter ist, die Lustbarkeitssteuer um fünf Prozent ermäßigt.

In den nächsten Tagen wird die Zahl der Arbeitslosen eine weitere Erhöhung erfahren, trotzdem schon heute über 5000 registrierte Arbeitslose vorhanden sind und gestern wiederum in der Königshütte 331 Mann der Belegschaft Kündigungen zugestellt wurden. Um nach Möglichkeit Härten zu vermeiden, sollen in erster Linie ledige Arbeiter zur Entlassung kommen, ferner Personen von über 58 Jahren. Somit wird neues Elend geschaffen, indem die Ledigen den Eltern zur Last fallen und bei den älteren Arbeitern die Renten noch lange nicht so gestellt sind, um dafür einen sorgenfreien Lebensabend verbringen zu können. Und wie lange noch soll dieser Zustand anhalten?

Wichtig für Arbeitslose. Wie bereits bekannt, erhalten seitens der Stadt erkrankte Arbeitslose ärztliche Hilfe und Medikamente. Bisher wurden von den leitenden Aerzten Dr. Urbanowicz und Spyra die verordneten Medikamente nur in der Johannesapotheke verabfolgt. Infolge verschiedener eingetretener Unannehmlichkeiten faßte der Magistrat in seiner gestrigen Sitzung einen Beschluß, wonach alle Apotheken berechtigt sind, Arzeneien für die Arbeitslosen nach den vorgeschriebenen Rezepten anzufertigen. Somit können die Arbeitslosen ihre Medikamente in Apotheken, die ihnen am nächsten liegen, anfertigen lassen, ohne Rücksicht auf die auf dem Rezept bezeichnete Apotheke.

Auslegung von Versicherungslisten. Vom 21. Juli ab wird für die Dauer von 2 Wochen im Rathaus, Zimmer 102, die Beitragsliste der Unfallversicherung für die Landwirtschaft ausgelegt. Reklamationen können innerhalb zwei Wochen nach Ablauf der Auslegungsfrist bei der Landesversicherungsanstalt in Königshütte erhoben werden. Spätere Einsprüche finden keine Berücksichtigung. Die festgesetzten Beiträge sind innerhalb 14 Tagen zu entrichten.

Wertfestsetzung der Naturalbezüge. Der Vorsitzende des Versicherungsamtes, 1. Bürgermeister Spaltenstein, macht bekannt, daß bis zum 31. Dezember 1930 die Wertbezüge für Landarbeiter, Beamten und Facharbeiter wie folgt festgesetzt wurden: Roggen je 100 Kilo 29 Zloty, Weizen 42 Zloty, Gerste 31 Zloty, Hafer 26 Zloty, Kartoffeln 8 Zloty, Roggenmehl (75 prozentiges) 44 Zloty, Weizenmehl (65 prozentiges) 70 Zloty, Milch 1 Liter 45 Groschen, Butter 1 Kilo 8 Zloty, Schwein Lebendgewicht 1 Kilo 2,30 Zloty, Holz 1 Kubikmeter 9 Zloty, Kohle für Arbeiter 100 Kilo 3,00, für Beamte 3,50 Zloty, Petroleum 1 Liter 0,70 Zloty, Acker bestellt 1 Hektar 200, unbestellter 80 Zloty, Wiese 1 Hektar 200 Zloty, Weideplatz für 1 Stück Vieh 50 Zloty, Garten 1 Hektar 300 Zloty, Heu 100 Kilo 13 Zloty, Stroh 7,00 Zloty, Hühnerfutter 100 Kilo 10 Zloty, 1 Zimmer bis 25 Quadratmeter jährlich 150 Zloty, bis 50 Quadratmeter 200 Zloty, über 50 Quadratmeter 240 Zloty, 1 Zimmer in einer Villa jährlich 500 Zloty, elektrische Beleuchtung dafür jährlich 100 Zloty, 1—3 Zimmer 150, 3—5 Zimmer 250, 5—6 Zimmer 300, 6—8 Zimmer 400, 8—10 Zimmer 500, über 10 Zimmer 800 Zloty. Autobenutzung 2000, eines Wagens 1500 Zloty, Erhaltung eines ledigen Angestellten mit Wohnung 2000, ohne Wohnung 1800 Zloty.

Vom Kreisgericht. Vor der Königshütter Strafkammer hatte sich ein gewisser P. wegen Fälschung von Dokumenten und Betrug zu verantworten. In der Beweisaufnahme wurde P. für schuldig erklärt und zu 5 Monaten Gefängnis mit Strafaufschub verurteilt. Dem Geschädigten hat er außer der Strafe den entstandenen Schaden von 6000 Zloty zu ersetzen.

Siemianowitz

Rote Rosen.

Rote Rosen blühen, so lange der Sommer da ist. Fellrot geschmückt ist der Heckenrosenstrauch. In den Gärten und Anlagen finden sich alle Töne und Uebergänge vom hauchzarten Rosa bis zum dunklen Purpurrot. Sind auch die weißblühenden schön in ihrer Reinheit und die gelblichen vornehm und zart — ans Herz gewachsen sind uns zumeist die roten Rosen.

Denn das Rot ist unser. Es hat Wärme, hat Feuer, hat Freude am Kampf. Rot ist die Farbe der Liebe seit alters her. Rote Rosen — schönste der Blumen!

Unendlich viel Spielarten hat der Mensch im Laufe der Zeit gezogen. Da hängen vom hohen, aufrechten Stamm herunter große, schwere Rosenblüten. Da tragen niedrige Sträucher eine Rose um die andere. Und da sind Büsche über und über mit Rot bedeckt. Einzeln stehen sie hier am Zweige, der sie kaum zu tragen vermag. Andere Abarten wieder haben kleinere Blüten zu Doldentrauben zusammengefaßt. Bald aus wenigen Kronblättern bestehend, bald dicht gefüllt, daß die roten Blätter auseinander hervorquellen, als müßten sie sich vor Freude und Fülle nicht zu lassen. Eines steht neben und hinter dem andern. Aus den grünen, umhüllenden Kelchblättern schon, wenn die Knospen schwellen, schaut das Rot heraus. Und wenn dieser zurücktritt, kommt es voll und ganz zur Entfaltung. Aber die Blütenblätter sind zart; sie fallen gar leicht. Jedes einzelne ist gewölbt, der Rand fein gebogen. So kommt in die großen, gefüllten Blüten das Unruhige der Flamme hinein. Zwar hüllen die roten Blätter nur das Innere der Blüten ein. Aber schon die Hülle ist kostbar in ihrer unendlichen Schönheit. Alles erscheint überschäumend, wie der Sommer selber auf der Höhe seiner Fülle.

Mannigfaltig sind auch die Abstufungen und Besonderheiten des Duftes. Zart ist er mitunter, kaum wahrnehmbar für den Menschen, und dann bei anderen wieder stark und voll.

Viel Mühe hat es gekostet, alle die verschiedenen Formen und Farbtönungen zu züchten. Aber die Rosen waren es wert, die schon rot im alten China blühten, der Inder, Aegypter und Römer Auge erfreuten, bis sie nach Deutschland kamen. Schwer dufteten die großen Blüten der Zentifolien, der Hundertblättrigen. Vielblütige Schlingrosen kletterten an Häusern und Lauben, unter ihnen die schönrote Crimson-Rambler. Rote Monatsrosen sind viel beliebt. Zu ihnen zählt die niedrige Bengalrose. Aber auch die andern, die Pfingstrosen, Essigrosen und wie sie alle heißen, sie tragen viel roten Schmuck.

Schön ist doch die Zeit der roten Rosen. Ja, schön! Leider ist diese zu kurz; denn allzufrüh verwirklicht sich das: „Rosen verblühen . . .!"

Leichenfund. Gestern nachmittags wurde beim Kornmähen auf dem Dominiumfelde eine Leiche aufgefunden, die schon stark verwest war. Dem Tatbestande nach, handelt es sich um einen 25 jährigen Mann, der vielleicht vor zwei Monaten Selbstmord begangen hatte, da in der rechten Hand ein Revolver vorgefunden wurde, wie auch die Schußwunde darauf schließen läßt. Bis zum Eintreffen der Mordkommission konnten die Personalien nicht bestimmt festgestellt werden, weil der Körper infolge zu starker Verwesung vollkommen unkenntlich ist. Auf Grund der vorgefundenen Uhr und des Revolvers, wird angenommen, daß es sich um den Dentisten Jaschke handelt, welcher vor den Pfingstfeiertagen aus Siemianowitz verschwunden ist.

Weil er mehrere Hühner gestohlen haben soll. Der Robert Kuzma von hier wurde von der Polizei arretiert, da er in dem Verdacht steht, zum Schaden des Ignaz Miserin in Chorzow aus dem Stall mehrere Hühner gestohlen zu haben. Dem Arretierten wurden 2 Hühner abgenommen. x

Vom Schulbau. Zu einer Notiz über den Schulbau auf der Hugostraße, welche wir in der Nummer 143 brachten, erhalten wir vom Wojewodschaftsrat Dr. Kostka eine Richtigstellung, in welcher es heißt: Es ist nicht wahr, daß die Wojewodschaft die dafür vorgesehenen Gelder zurückhält. Wahr dagegen ist es, daß die Gemeinde Siemianowitz eine Subvention von 100 000 Zloty für diesen Schulbau erhalten hat, so daß also die Arbeiten gegenwärtig weiter ausgeführt werden, und zwar wird an der Parterrezimmerdecke gearbeitet.

Myslowitz

Das Finanzamt vor der Vollendung. Eins der prächtigsten Gebäude wird in Myslowitz in nächster Zeit fertiggestellt. Es ist mit seinen hoch ragenden Mauern auch weit über Myslowitz hinaus sichtbar. Und zwar ist es, das von allen Geschäftsleuten und Steuerzahlern „mit Sehnsucht" erwartete Finanzamt an der Neuen Kirchstraße. Vor dem Gebäude wird ein schöner Platz mit Blumen, Sträuchern und Bänken für die pflichtgetreuen und säumigen Steuerzahler errichtet. Die Myslowitzer können also zufrieden sein. Und die Direktion dieses Amtes auch. —h.

Rosdzin. (Schützt die Grünanlagen und Jungbäume!) Der Amtsvorstand der Gemeinde Rosdzin wendet sich an die Einwohner mit einem Aufruf, worin auf die Wichtigkeit der Grünanlagen und der Pflege der Jungbäume hingewiesen wird, die nicht nur zur Verschönerung des Ortsbildes beitragen sollen, sondern auch in gesundheitlicher Richtung einen Wert darstellen. Es wird weiter darauf aufmerksam gemacht, daß in letzter Zeit vielfach Jungbäume beschädigt worden sind, ohne daß die Täter entdeckt werden konnten, um zur Verantwortung herangezogen zu werden. Die Mitbewohner werden ersucht, auf solche Helden zu achten, da der Erhalt der Grünanlagen und der Jungbäume doch nur aus den Steuergroschen der Bürgerschaft stammt und möglich ist. —h.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Piekar. (Hier gibt es auch „vornehme" Angestellte.) Ein großer Teil unserer Kommunalbeamten sind der Meinung, daß die Arbeitslosen von der Luft leben können. Darum erledigen sie auch dementsprechend die Gesuche der Arbeitslosen um Gewährung von Unterstützung. Auf das lange Warten sind wir ja gewöhnt, daß aber Anträge überhaupt nicht erledigt werden, gehört zu den Extraleistungen eines Beamten. Ein ganz besonderer Freund der Arbeitslosen scheint der Gemeindebeamte Rabstein in Scharley zu sein, welcher höchstwahrscheinlich keine Ahnung hat, daß Arbeitslose auch ein Anrecht auf das Leben haben. Z. B. ist es ihm „unbekannt", daß die Arbeitslosen vom Staate unterstützt werden müssen. Kein Wunder, wenn Arbeitslose infolge seiner „Unkenntnis" ungeduldig werden, denn Hunger tut weh. Wie groß die Not bei vielen Arbeitslosen ist und wie „menschenfreundlich" sich Herr Rabstein gegenüber den Arbeitslosen benimmt, entnehmen wir einem Schreiben von Arbeitslosen aus Piekar.. Wie viele andere, so wurden auch Piekarer Arbeiter aus Deutschland entlassen. Da die Unterstützung unzureichend war, verzichteten einige darauf und suchten Arbeit. Sie erhielten auch bei der Firma Vinzent Leiduk Beschäftigung. Diese dauerte nur einige Wochen und die Arbeiter waren gezwungen, wiederum stempeln zu gehn. Nun mußten einige die traurige Erfahrung machen, daß sie keine Unterstützung erhalten. Anträge auf Gewährung einer solchen, werden abgelehnt. Die armen Arbeitslosen laufen sogar von Piekar nach Kattowitz zu Fuß und klappern alle Behörden ab, um zu ihrem Recht zu gelangen, eine Unterstützung zu erhalten. In Kattowitz erhalten sie den Bescheid, daß die Schriftstücke schon nach Scharley weggeschickt wurden. Kommen dann die armen Schlucker in Scharley an, so werden sie vom Pan Rabstein nach Piekar auf die Gemeinde gejagt. In Wirklichkeit trägt aber der Beamte Rabstein die Schuld, der die Arbeitslosen so lange auf die Unterstützung warten läßt. Verschiedene hungern schon 3 Monate ohne Unterstützung und Pan Rabstein erlaubt es sich noch, mit anderen Beamten, die armen Proleten aus dem Büro herauszuschmeißen, wenn sie ihr Recht fordern. Es wäre dem Abfertigungspersonal geraten, in Zukunft mit den Arbeitslosen menschlicher umzugehen, da wir andernfalls veranlaßt werden, solche Angestellte als indifferent zu betrachten und dementsprechend auch zu behandeln. —a.

Sport am Sonntag

Der kommende Sonntag bringt fast in allen Sportarten Hochbetrieb. Das größte Interesse wird wohl den in Gieschewald stattfindenden oberschlesischen Schwimmeisterschaften entgegengebracht werden. Die Fußballer setzen die immer interessanter werdenden Spiele der zweiten Serie um die Meisterschaft in allen Klassen fort. Auch die in Bismarckhütte stattfindenden Schwerathletikkämpfe werden eine große Anziehungskraft auf die Interessenten dieses Sportzweiges ausüben. Im Handballspiel verdient das am Nachmittag auf dem Dianaplatz stattfindende Treffen zwischen A. T. V. Kattowitz gegen T. V. V. Gleiwitz eine gewisse Beachtung.

Spiele um die oberschlesische Fußballmeisterschaft.

Sämtliche Spiele beginnen um 5 Uhr nachmittags und steigen auf dem Platz des erstgenannten Gegners. Vorher spielen die Reserven und Jugendmannschaften genannter Vereine.

A-Klasse, 1. Gruppe.

1. F. C. Kattowitz — Slonsk Schwientochlowitz.

Dieses Spiel verspricht besonders interessant zu werden, da der 1. F. C. mit aller Macht versuchen wird, die in der ersten Serie erlittene Niederlage wieder wett zu machen. Ob das dem Klub aber gelingen wird, ist sehr fraglich, da sich die Slonsker augenblicklich in sehr guter Form befinden.

06 Zalenze — K. S. Domb.

Auf den Ausgang des Treffens zwischen den alten Rivalen darf man gespannt sein; doch müßte 06, auf eigenem Platze spielend, das Spiel für sich entscheiden.

Naprzod Lipine — Kolejowy Kattowitz.

In diesem Spiele dürfte wohl der Meister Naprzod, auf eigenem Platz spielend, über die Eisenbahner die Oberhand behalten.

Amatorski Königshütte — 07 Laurahütte.

Amatorski wird die in Laurahütte erlittene Niederlage zu korrigieren versuchen und was ihm auch allem Anschein nach gelingen müßte.

B. B. S. V. Bielitz — Hakoah Bielitz.

Der Kampf zwischen den Ortsrivalen wird wohl ohne Zweifel zugunsten des B. B. S. V. ausfallen.

A-Klasse, Gruppe 2.

06 Myslowitz — 20 Bogutschütz.

Da sich die Gegner fast gleichwertig sind, dürfte das Spiel einen interessanten Verlauf haben.

Orzel Josefsdorf — Diana Kattowitz.

Gegen die guten Adler in Josefsdorf spielend, wird sich Diana, ohne es zu wollen, eine Niederlage gefallen lassen müssen.

Iskra Laurahütte — Kresy Königshütte.

Einen harten Punktkampf werden sich obige Gegner liefern, dessen Ausgang sehr ungewiß ist, da beide Mannschaften sich gleichwertig sind.

K. S. Chorzow — Polizei Kattowitz.

Wie die Polizisten gegen die guten Chorzower, in Chorzow spielend, abschneiden werden, bleibt abzuwarten.

B-Liga.

Slavia Ruda — K. S. Rosdzin-Schoppinitz.
Naprzod Zalenze — Slovian Zawodzie.
09 Myslowitz — Sportfreunde Königshütte.
Pogon Friedenshütte — 06 2 Myslowitz.
Amatorski 2 Königshütte — Zgoda Bielschowitz.
22 Eichenau — Slonsk Laurahütte.
Slonsk Tarnowitz — W. K. S. Tarnowitz.
1. K. S. Tarnowitz — Odra Scharley.

Cegielski Posen in Lipine und Piekar.

Aus Anlaß seines fünfjährigen Bestehens verpflichtete der K. S. Haller Bismarckhütte die bekannte Mannschaft des A-Klassenmeisters K. S. Cegielski Posen für zwei Spiele nach Oberschlesien.

Heute, Sonnabend, spielen die Gäste gegen den oberschlesischen Meister Naprzod in Lipine. Das Spiel beginnt um 5 Uhr nachmittags. Am Sonntag spielen die Gäste gegen eine Kombination von Haller und Ruch (Liga) Bismarckhütte. Aus besonderen Gründen steigt das Treffen auf dem Spartaplatz in Piekar. Für das dortige Publikum dürfte das Spiel eine große Zugkraft ausüben. Beginn um 4,30 Uhr nachmitags.

Oberschlesische Schwimmeisterschaften.

Die diesjährigen Schwimmeisterschaften, welche im Margaretenteich in Gieschewald stattfinden, versprechen einen interessanten Verlauf zu nehmen. Es ist mit einem Massenstart zu rechnen, da fast alle bekannten Schwimmgrößen ihre Meldungen abgegeben haben. Das Programm der einzelnen Kämpfe haben wir bereits bekannt gegeben. Heute, Sonnabend, nachmittags 5 Uhr, finden infolge der zahlreichen Meldungen schon die Vorkämpfe statt. Sonntag werden die Meisterschaften fortgesetzt. Auch finden zwei Wasserballspiele statt, die besonders interessant zu werden versprechen. Hoffentlich ist den Wasserfreunden ein schönes Wetter beschieden, so daß alle auf ihre Kosten kommen.

Schwerathletikwettkämpfe in Bismarckhütte.

Anläßlich des 20jährigen Bestehens des Athletikvereins „Mars" in Bismarckhütte finden dortselbst am Sonntag allgemeine und Propagandawettkämpfe im Gewichtheben, Ringen, Kugelstoßen, Diskus- und Hammerwerfen, sowie im Tauziehen statt. Gewichtheben und Ringen findet in zwei Gruppen statt, und zwar für Gruppe A alle Mitglieder, die in den letzten drei Jahren bei einem Wettstreit noch keine drei ersten Plätze errungen haben. Gruppe B (aber nur im Ringen und Stemmen): für alle übrigen Teilnehmer, unabhängig davon, ob sie einem Verein oder Verband angehören. Mit Ausnahme natürlich von disqualifizierten Kämpfern. Die Kämpfe in Gruppe B verfolgen natürlich nur den Zweck, allen Angemeldeten die Möglichkeit zu geben, an diesen Wettkämpfen teilzunehmen, um den Athletiksport zu fördern. Zum Kugelstoßen, Diskus- und Hammerwerfen sowie Tauziehen werden nur Mitglieder des Schlesischen Verbandes zugelassen.

Das Fest findet im Garten des Hüttengasthauses an der Kalinastraße (Oekonom Brzezina) statt.

Deutsche Krebsbekämpfung

Von S. Ascher.

Beängstigend ist die Zahl der Todesfälle gestiegen, die Deutschland durch die Krebskrankheit zu verzeichnen hat. Jeder zehnte Mann vom 40. Jahr aufwärts und jede siebente Frau vom 45. Jahr an leidet an dieser furchtbaren Krankheit, und wie die Statistiken der Länder ergeben, hat die Krebssterblichkeit in Deutschland die Ziffer 11 auf 10 000 Lebende erreicht. Das ist eine Entwicklung der die Behörden nicht mehr tatenlos zusehen konnten, Wohl steht Deutschland in der Frage der wissenschaftlichen Krebsforschung den anderen Ländern nicht nach, aber die praktischen Maßnahmen, die bei uns zur Krebsabwehr bisher getroffen wurden, sind völlig unzulänglich gegenüber den Einrichtungen, die man in Frankreich und Schweden kennt. Endlich haben sich nun die zuständigen Behörden entschlossen, diesem Zustand ein Ende zu bereiten. Das Reichsinnenministerium bereitet eine großzügige Organisation für Krebsbekämpfungen vor, und schon in den nächsten Wochen wird man über die ersten greifbaren Resultate näheres erfahren. Bei der Bedeutung, die dieses Problem für die Volksgesundheit besitzt, muß man jedoch fordern, daß die geplannten Maßnahmen mit möglichster Eile getroffen werden. Leider scheinen gewisse amtliche Stellen die Wichtigkeit umfangreicher Abwehrmaßnahmen noch nicht begriffen zu haben, sonst kann man es sich nicht erklären, weshalb die Errichtung eine Krebsbaracke, für deren Bau- und Einrichtung die Mittel bereits vorhanden sind, daran scheitern soll, daß das Finanzministerium die Bewilligung des Gehalts für die drei notwendigen Krankenschwestern verweigert.

Für eine möglichst, rasche, großzügige Organisierung der Krebsbekämpfung tritt auch eine Kapazität auf diesem Gebiet ein, Professor Blumenthal, der Direktor des Instituts für Krebsforschung und Leiter des Deutschen Zentralkomitees zur Erforschung und Bekämpfung der Krebskrankheit. „Ich bin dafür", so äußert Professor Blumenthal, „daß man zunächst die bereits bestehenden Institutionen unterstützt und weiter ausbaut. Es ist meiner Meinung nach unbedingt erforderlich, daß man die in Berlin und Heidelberg befindlichen Krebsforschungsstätten zu Zentralstellen der Krebsbehandlung ausbaut. Das ist unbedingt notwendig, wenn man eine sachgemäße Behandlung mit den Hilfsmitteln der Radiumtherapie ermöglichen will. Aber auch nur so kann man geeignete Fälle für einzelne Behandlungsmethoden herausnehmen und ein Zusammenarbeiten von erfahrenen Krebskennern und geübter Radiotherapeuten ermöglichen. Außerdem kann man an diesen Zentralstellen größere Radiummengen ansammeln, die viel sparsamer und nutzbringender verwaltet werden können, als wenn kleine Mengen an verschiedenen Instituten verbraucht werden. Es ist ja niemandem damit geholfen, wenn sich beispielsweise eine Stadt eine geringe Radiummenge anschafft, und einzelne Aerzte nun einfach zu behandeln beginnen. Nur durch jahrlange Beschäftigung mit dieser Materie kann eine genügende Erfahrung erworben werden. Außerdem muß für die Heranbildung geeigneten Nachwuchses gesorgt werden. Werden doch von vielen Medizinstudenten die Krebskurse allzu sehr vernachlässigt, und viele bekommen nur operale Krebsfälle zu sehen. An den Zentralstellen muß eine Anzahl von geschulten Aerzten und Physikern herangebildet werden, die dann später auf neu errichtende Institute verteilt werden. Wieviel neue Zentralstellen geschaffen werden müssen, läßt sich heute noch nicht sagen. Nicht minder wichtig ist das Problem der Volksaufklärung. Noch immer befinden sich viele Krebskranke in der Behandlung von Kurpfuschern, die ihnen sinnlose Mittel verordnen. Viele Krebsfälle könnten geheilt werden, wenn sich die Patienten rechtzeitig entschließen würden, einen Arzt aufzusuchen. Wenn man die schwindelhaften Anpreisungen der Kurpfuscher liest, muß man sich darüber wundern, daß es überhaupt noch Krebsfälle gibt."

Vor einiger Zeit hat das Reichsinnenministerium Sachverständige nach Paris und Stockholm gesandt, deren Berichte eine Unterlage für die Maßnahmen des Ministeriums bilden sollen. Neben den Berliner Professoren Friedrich und Halberstädter gehören auch Dr. Meyer aus Bremen und Professor Dr. Werner aus Heidelberg der Kommission an. In Besprechungen mit den maßgebenden Aerzten der französischen Institutionen hat man zunächst festgestellt, daß die beiden französischen Gesellschaften, die sich die Bekämpfung der Krebskrankheit zur Aufgabe gemacht haben, eine rührige öffentliche Propaganda betreiben, um weiteste Schichten der Bevölkerung auf die Gefahren dieser Menschheitsgeißel hinzuweisen. Frühdiagnosen, Frühbehandlung und Fürsorge für die Kranken sind die Grundprinzipien, die man in Frankreich befolgt. Auch in Deutschland will man künftig nach diesen Grundsätzen arbeiten. Nicht minder wichtig ist die Untersuchung und Beratung bedürftiger Krebskranker, wissenschaftliche Laboratoriumsforschung und die statistische Verarbeitung des behandelten Krankenmaterials. Als Richtlinie für die neu zu schaffende Organisation und als Ergebnis der Studienreise hat die Kommission folgende Grundsätze aufgestellt: Um eine wirksame Bekämpfung der Krebskrankheit zu ermöglichen, muß eine gründlichere und raschere Erfassung der Krankheit und frühzeitige Behandlung einsetzen. Die Fürsorge für Krebskranke muß ausgebaut werden, daneben sind zentrale Behandlungsstellen einzurichten, bei denen die sogenannte Großstrahlenbehandlung ermöglicht wird. Die vorhandenen Radiumbestände müssen rationell verteilt, Vorkehrungen gegen Radiumschäden getroffen werden.

Wenn auch eine straffe Organisation sicherlich gute Ergebnisse erzielen wird, muß man doch bedenken, daß den deutschen Instituten keineswegs solche Mittel zur Verfügung stehen wie etwa den französischen und schwedischen. Wird doch beispielsweise das französische Radiuminstitut, das unter der Leitung der berühmten Madame Curie steht, von der Universität Paris, dem Institut Pasteur, der Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Medizin und anderen staatlichen Organisationen unterstützt. Dem Institut stehen sechs Gramm Radium zur Verfügung, von denen Madame Curie, ein amerikanischer Spender und der französische Staat je ein Gramm, Henri de Rothschild ein halbes Gramm geschenkt haben. Sechs Gramm Radium haben auch die schwedischen Institute aus einer Jubiläumsstiftung geschenkt erhalten. Das sind immerhin beträchtliche Mengen, mit denen man zahlreiche Behandlungen vornehmen kann. Wenn nun auch Deutschland sich heute nicht den Luxus erlauben kann, größere Radiummengen anzukaufen, wird es doch gelingen, der gefährlichen Volkskrankheit durch entsprechende Maßnahmen Einhalt zu bieten. Ein verheißungsvoller Auftakt zu der großen Neuerung ist bereits dadurch gegeben, daß sich in diesen Tagen die für die Krebsbekämpfung in Frage kommenden Organisationen in Baden, Bayern, Württenberg, Hannover und Schleswig-Holstein zu gemeinsamer Arbeit zusammengeschlossen haben.

SCHACH-ECKE

Geleitet von Schachmeister **Karl Helling.**

Lösung der Aufgabe Nr. 14.

Dr. Palitzsch. Matt in 3 Zügen. Weiß: Kc8, Dh1, Lb6, Bb5, e4, d6, g4 (7). Schwarz: Ka8, Te4, Lf2, Ba4, c5, d7, e6, f7, f5,g6 (10)
1. Dh1—a1 Te4×c4 2. Da1—h8 Lf2—d4 3. Dh8—h1 matt.

Partie Nr. 15 — Indisch.

Die folgende Partie spielte der Weltmeister Dr. Alechin gleichzeitig mit neun anderen Partien in Kopenhagen. Der Führer der Weißen ist der Meister von Dänemark.

Weiß: **Dr. Alechin.**	Schwarz: **Andersen.**
1. d2—d4	Sg8—f6
2. Sg1—f3	b7—b6
3. Dd1—d3	.....

Eine originelle Idee. Weiß will e2—e4 durchsetzen, vermeidet aber den üblichen Weg c2—c4 nebst Sb1—c3, bei dem Schwarz mit e7—e6 nebst Lf8—b4 wirksam hemmen kann.

3.	Lc8—b7
4. Sb1—d2	d7—d6

Stark in Betracht kam d7—d5.

5. e2—e4	Sb8—d7
6. e4—e5	.....

Schwarz wollte e7—e5 durchsetzen. Der dieser Fortsetzung vorbeugende Vorstoß des Weißen führt zu lebhaften Verwicklungen.

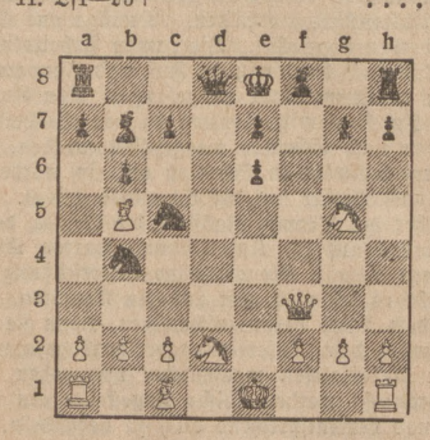
6.	d6×e5
7. d4×e5	Sf6—d5

Jetzt hat Weiß Gelegenheit, durch ein bekanntes Bauernopfer die Entwicklung des feindlichen Königsflügels zu erschweren und diesen zu schwächen.

8. e5—e6!	f7×e6
9. Sf3—g5	Sd7—c5
10. Dd3—f3	Sd5—b4

Schwarz steht sehr gefährdet und muß Gegenchancen suchen. Sd5—f6 wäre wegen Lb5+ schlecht.

11. Lf1—b5+	.....



Eine feine Fortsetzung, die eine Oeffnung der Läuferlinie f4—b8 erzwingt und damit den etwaigen Versuch des Schwarzen, mit dem König nach b8 zu entfliehen, sehr bedenklich erscheinen läßt.

11.	c7—c6
12. Df3—f7+	Ke8—d7
13. Sd2—b3!	.....

Der e6 deckende Springer wird beseitigt.

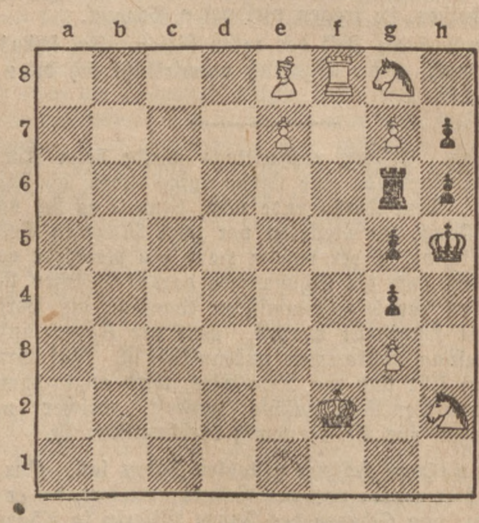
13.	c6×b5!

Damit hält Schwarz die Partie. Dagegen war 13. Sc2+ verderblich wegen Ke2 nebst Td1+ und 13. S×b3 schlecht wegen De6+Ke8 Df7+Kd7 D×b3 usw.

14. Sb3×c5+	b6×c5
15. Df7×e6+	Kd7—e8.
16. De6—f7+	Ke8—d7
17. Df7—e6+	

Remis durch ewiges Schach. Der König darf natürlich nicht nach c7 wegen Lf4+ mit Damengewinn.

Aufgabe Nr. 15. — Dr. J. Schumer.
Natal Mercuri 1914.



a) Weiß zieht und setzt in 1 Zuge matt.
b) Nach Entfernung des Sg8: Matt in 2 Zügen.
c) Nach weiterer Entfernung des Bauern e7: Matt in 3 Zügen.
d) Nach weiterer Entfernung des Bauern g7: Matt in 4 Zügen.

Sachsen — Tschechoslowakei 7½ : 2½.

Aussig. Während der letzten Sporttagung wurde hier auch ein Schachländerwettkampf ausgetragen und zwar spielte die Arbeiterrepräsentative von Sachsen gegen eine solche von der Tschechoslowakei und gewann diesen Kampf mit dem hohen Resultat von 7½:2½. Das Ergebnis spricht schon dafür, daß die Sachsener Arbeiterschachler ein besseres Schach spielen wie die Tschechen.

Das Turnier der Arbeiterschachler von Groß-Berlin.

Berlin. Hier haben sich nach einer kurzen Erholungspause wiederum die starken Spieler im Kampf auf den 64 Feldern zusammengefunden. Jetzt gilt es zu beweisen, wer nach der Wintersaison am meisten an Spielstärke gewonnen hat, und aus den ersten Ergebnissen ist es schon zu ersehen, daß etliche Teilnehmer ihre Spielstärke um ein bedeutendes Plus verbessert haben. Das Turnier, an welchem 40 Arbeiterschachler teilnehmen, wird ungefähr 4 Wochen andauern.

Um den Hamilton-Russel-Pokal.

Hamburg. Anläßlich des Kongresses des bürgerlichen Weltschachbundes wird [illegible] Hafenstadt ein Schachturnier ausgetragen, an dem [illegible] Mannschaften, bestehend aus je vier Spielern, von 18 [illegible] nehmen. Bis auf Rußland und Jugoslawien sind [illegible] Kulturstaaten vertreten, welche im Schach führend sind.

Von Berufsspielern und sonstigen Größen nehmen in diesem Turnier teil: für Deutschland: Sämisch, Ahues, Carls, Wagner, Richter; England: Yates, Sir Thomas, Mir Sultan Khan, Winter und Tylor; Frankreich: Dr. Aljechin, Voisin und andere Spieler; Holland: Dr. Euwe, Landau u. a.; Oesterreich: Knoch, Hönlinger, S. R. Wolff, Eliskases und Müller; Polen: Rubinstein, Dr. Tartakower, Przepiorka, Makarczyk, P. Frydmann; Tschechoslowakei: Flohr, Treyball u. a.; Ungarn: Maroczy, Dr. Vajda, Steiner, Takacs und Havasi. Die Farben von den Vereinigten Staaten Nordamerikas vertreten: Marshall, Steiner, Kashdan, Andersohn und Philips. Den einzelnen Vertretungen nach, kann damit gerechnet werden, daß die **polnische** Mannschaft die erste Stelle erringen wird, wodurch sie auch erstmalig in den Besitz des obigen Pokals gelangen wird.

Vom Arbeiterschachverein Kattowitz.

Am vorgestrigen Donnerstag hielt der obige Schachverein seine fällige Monatsversammlung ab, die gut besucht war. Nach Ehrung des verstorbenen Schachfreundes Richard Gilg, wurde zur Erledigung der Tagesordnung geschritten. Der Mittelpunkt der Versammlung bildete das Qualifikationsturnier, welches am selben Abend eröffnet wurde und bis zum 31. August andauern wird. Hier wäre zu bemerken, daß nicht nur die Teilnehmer, sondern auch die sonstigen Schachsympathiker großes Interesse für dieses Turnier bezeugen. Von gefaßten Beschlüssen wäre zu erwähnen. Das Rückspiel gegen den Arb. Schachverein Hindenburg, welches Anfang September in Hindenburg an 15 Brettern ausgetragen wird.

*

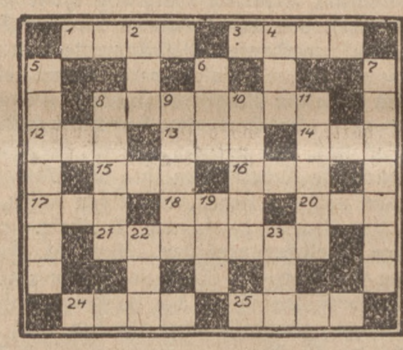
Alle Schachfreunde, die dem Vereine beitreten wollen, können dies Montags und Donnerstags im Vereinslokal, Zentralhotel, an der ul. Dworcowa, erledigen.

Arbeiterschachklub Siemianowitz.

Sonntag, den 20. d. Mts., findet der übliche Ausflug statt. Treffpunkt um 5 Uhr früh, vor dem Kublokal, wo auch der Ausflugsort bekannt gegeben wird.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. Figur aus „Lohengrin", 3. Nebenfluß der Donau, 8. Figur aus der „Walküre", 12. Raubtier, 13. Brennstoff, 14. Fisch, 15. Gewässer, 16. geographischer Ausdruck, 17. Straußenart, 18. Monat, 20. Raubvogel, 21. Stadt in Sachsen, 24. nordisches Sagenbuch, 25. Stadt in Rußland.

Senkrecht: 2. Nebenfluß der Donau, 4. Nebenfluß der Weichsel, 5. deutscher Dichter, 6. Dichtungsart, 7. Stadt in Sizilien, 8. Stadt in Schleswig-Holstein, 9. biblische Frauenfigur, 10. Raubtier, 11. Liebhaber, 19. germanischer Gott, 22. Wahrheitsbekräftigung, 23. deutscher Kurort.

Auflösung des Kreuzworträtsels



Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Johann Kowoll, wohnhaft in Katowice, ul. Plebiscytowa 24; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice, Verlag und Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.

Taxi-Tänzerinnen

Von W. K. v. Nohora.

So wie in China, Indien, Japan die handliche zweirädrige Personenkarre, die Rikischa, allmählich vom Taxi verdrängt wird, entfaltet sich neben dem blumenhaften Reiz der Tanzmädchen, Kisaings und Geishas des Ostens, die Blüte der Taxi-Tänzerinnen. — Wer wohl den frechen Namen erfunden haben mag? — Zuerst hörte ich ihn in Japan, aus dem Munde der Tokioter, die eine ebenso ungewaschene Schn...ze haben, wie die Großstädter in der ganzen übrigen Welt. Arme junge Taxi-Tänzerinnen — zum erstenmal sah ich sie auf Manilla auf den Philippinen, im Zauber einer tropischen Sonnabendnacht im April angetan mit der Anmut der sechzehn Jahre, mit der Grazie des Urwalds und den Tanzkleidern der besten Schneider der Stadt; und doch haben sie mir leid getan.

Wer sind sie, woher stammen sie? — Viele ihrer Eltern leben sicher noch auf den Baumwohnungen der Umgebung Manilas; ich bin nicht sicher, ob nicht die eine oder andere von ihnen nach Absolvierung der tarifmäßig festgesetzten Stunden Tanz im Santa Ana oder in einem anderen der Vergnügungslokale frühmorgens die halsbrecherische Leiter zu ihrem elterlichen Häuschen aus Bambus und Palmenblättern in der Astgabelung eines Baumes hinaufklettert, wobei sie sich sehr in acht nimmt, daß nicht eine Masche an ihrem Seidenstrumpf springt. Ich weiß, daß viele ihrer Schwestern, gleichaltrig, ebenso schön, schlank, tabakbraun gewachsene Mädchen in der Bergwildnis der philippinischen Inseln noch die schönen nackten Tänze der Vorfahren tanzen, im Verein mit ebenso nackten und gutgewachsenen jungen Männern zur Musik und Trommel, die einer mit der flachen Hand schlägt. — Die Taxi-Tänzerin aber, die ihre 16 Jahre, ihre Grazie und ihre Zeit an den Besitzer eines Tanzlokals verkauft hat, tanzt den Foxtrott, den Boston und den Blues mit Matrosen, Offizieren, Reisenden, mit jedem, der ihr zehn oder zwanzig Cents pro Tanz zahlt.

*

Santa Ana, das eine Viertelstunde außerhalb der Stadt Manila liegt, ist das größte Tanzlokal der Welt, eine riesenhafte halboffene Halle; wenn man quer über das Parkett sieht, erkennt man die Gesichter drüben nicht.

Und die ganze Halle ist voller Filipinomädchen, die kokettieren, spielen, tanzen, trinken, naschen, plappern, schlafen. — Gewiß, wenn die eine einmal zwischen den Tänzen von der Müdigkeit überfallen wird, legt sie den Kopf auf die Arme und schläft; sie kennt nicht das verstohlene Gähnen hinter der Hand, von dem die Augen der weißen Tänzerinnen so wässrig und müde werden.

Ihre Schönheit ist eine Art Menschenfresserschönheit, katzenhaft gelenkig die Figuren, starke, weiße Gebisse im glatten Gesicht mit den glänzenden Backenknochen und den geschlitzten Augen. Sie tanzen vorzüglich und sind sicher zärtliche und schmiegsame Geliebte. Kann sich der blonde, blauäugige Matrosenjunge aus den Staaten etwas schöneres träumen als diese Nacht, diese Halle und — diese Mädchen?

Dann traf ich die Taxi-Tänzerinnen in China, in den Tanzpalästen von Schanghai: Chinesinnen, nicht größer als Zehnjährige, und manche von ihnen tragen — reizend genug — statt des Tanzkleides die angestammten Jacken und Hosen und erschienen wie in Pyjamas; Russinnen, durch die Revolution aus den östlichen Provinzen ihres Heimatlandes vertrieben — ihre Väter und Brüder, noch in der Uniform, fegten draußen Straßen oder lagen obdachlos in Lumpen auf den Parkbänken — eine jede behauptete, indem sie gierig das Porterhouse-Steak verschlang, das man ihr bestellt hatte, sie wäre Gräfin, Fürstin, Großfürstin, was weiß ich, und war es möglicherweise auch gewesen. — Die Taxe war hier des Ueberangebots wegen niedriger. Ein Tanz kostet nur einen mexikanischen Vierteldollar — 50 Pfennig. Dabei hat man — wenn man dem Geschäftsführer glauben durfte — die Wahl zwischen chinesischen Haremsdamen, den eben genannten russischen Großfürstinnen, japanischen Offizierstöchtern und „wirklichen" englischen Ladies.

In Massen gibt es Taxi-Tänzerinnen auch in Tokio. Ich sah eine, die von ihrer Arbeits- oder Tanzstelle abends in der Vorortbahn nach Hause fuhr. Sie hatte zum Tanzkleid, zu Seidenstrümpfen und Brokatschuhen ein „allerneuestes" Cape um, dazu zwei Reiher im Haar, war grell bemalt und sehr betrunken. Der Wagen war voller Bauern und Landarbeiter, die von einem Vergnügen in der Stadt kamen — alle blickten auf die Tanzschönheit wie auf einen fremden, prächtigen Vogel und waren stolz, furchtbar stolz auf sie. — Seht, so weit haben wir es gebracht; unsere Mädchen sind so schön wie irgendwelche Mädchen auf der Welt! — Und vielleicht beschlossen sie im Innern, daß auch ihre Töchter es einmal so gut haben sollten.

Die Taxe ist in Mexiko 20 sen pro Tanz; das sind etwa 35 Pfennig; und das Geld wird ihnen gleich nach jedem Tanz zugesteckt. Kein Mensch denkt daran, sie an den Platz zurückzubegleiten; das wäre ganz unmodern und gar nicht „amerikanisch". — Früher, als die eine oder andere von ihnen noch eine Geisha war, erhielt sie das Geld für ihre Dienste in einem besonders sorgfältig gefalteten Bogen Papier. Der Wirt verneigte sich, indem er es überreicht — zwischen Gast und Geisha war von Geld nie die Rede —, und im Rikischa wurde sie abgeholt und heimgefahren. Noch heute behandelt man die Geisha meist so; aber der Geishaberuf ist überfüllt, die japanischen Familien sind sehr arm, die Mädchen müssen früh verdienen, und beim besten Willen eignet sich nicht jede zur Chauffeuse, zur Schaffnerin oder Postbeamtin.

Süße Sechzehnjährige, die gewohnt waren, mit den Hühnern aufzustehen und mit ihnen zu Bett zu gehen, schlanke, gesunde Japanerinnen mit kleidsamen Kimono — heute bevölkern sie, noch ehe sie recht erwachsen sind, die Krankenhäuser und die städtischen Lungenheilstätten. —

In Singapore gelang es mir einmal durch die Vermittlung eines chinesischen Bekannten, die Freundschaft einer kleinen vierzehnjährigen Schauspielerin eines chinesischen Kindertheaters zu gewinnen. Sie schwärmte für meine Sammlung ausländischer Photos und aß leidenschaftlich gern Schokolade; halb Kind, halb Dirnchen, war sie das Produkt einer uralten, verderbten Kultur und der Großstadt, dabei doch von erfrischender Natürlichkeit und Naivität. — Aber abends, wenn sie auf der von Fahrradlampen notdürftig beleuchteten Bühne, der herumziehenden Schmiere stand, war sie eine große Künstlerin, Marschallin über alle Gefühle und Leidenschaften, Göttin, die mit Donner und Blitzen zu drohen und strafen, mit dem Lächeln einer Sonne, dem Duft eines erblühenden Pflaumbäumchens zu beglücken wußte. Jeder ihrer Finger sprach eine geheime Sprache; zehn strenge Jahre Schulung lag dahinter — für jeden Finger, schien mir, ein Jahr —, und das Greisengesicht ihrer uralten Kultur lächelte oder grimassierte durch den geöffneten Fächer ihrer Hand. — Wer nie die große Kunst des chinesischen Theaters erlebt, dem kann ich auch nicht in dürren Worten klarmachen, welch berauschende Spiele eine begabte Schauspielerin auf den Nerven der Zuschauer zu spielen versteht.

Das Theater sollte mit Monatsende abziehen, nach einem elenden Nest an der Küste der malayischen Halbinsel; einmal der englischen Polizeigewalt Singapores entzogen, würden die „Künstlerinnen" sich nach der Vorstellung unter das Publikum mischen müssen — kurz, ich fand, daß das kein Leben für Ah-Tihsei — oder wie sie sich nannte. Sie war derselben Ansicht und teilte uns eines Abends strahlend mit, sie werde die Truppe verlassen.

Ich mußte weiterreisen und bat meinen chinesischen Freund, dafür zu sorgen, daß sie auch wirklich aus der Truppe austrat und in gute Hände kam.

Wie habe ich das bereut! Denn nach Monatsfrist teilte mir der Freund mit, daß Ah-Tih die modernen Tänze gelernt, ein Tanzkleid gekauft und Taxi-Tänzerin in einem großen Lokal geworden war. „Sie verdient 20 Pfennig pro Tanz", schrieb er und schloß stolz: „Und alle Mädchen stehen unter der direkten Kontrolle der englischen Polizei!"



Der verunglückte Niagarafall-Fahrer

Der Grieche George Stathakis mit seiner Tonne, in der er sich die Niagarafälle hinabstürzen ließ. Erst nach Tagen wurde die Tonne aufgefunden. Sie war unversehrt — jedoch der waghalsige Grieche war erstickt.

In Aachen sind zu sehen:

die Windeln von Bethlehem — die kleinen und großen Heiligtümer — der Gürtel des Heilandes und der Schleier der Gottesmutter.

Im alten Münster zu Aachen herrscht in diesen Tagen lebhaftes Treiben. Die Aachener „Heiligtumsfahrt" hat begonnen. Tausende Pilger kommen in diesen Tagen in die Stadt am westlichen Ende Deutschlands, um die dort aufbewahrten Reliquien anzubeten.

Reliquien werden in Aachen in großer Menge aufbewahrt. Während Köln sich nur rühmen darf, die Schädel der drei Weisen aus dem Morgenland — die man im Mittelalter zu „heiligen drei Königen" gestempelt hat — in einem kostbaren Schrein zu hüten, während in Trier nur ein heiliger Rock gezeigt wird, den Christus einst getragen haben soll, während in Düren nur der Schädel der heiligen Anna, der Großmutter Christi, gezeigt wird, kann man in Aachen eine ganze Menge der kostbarsten Reliquienstücke bewundern.

Da sehen wir den ledernen Gürtel des Heilandes und einen leinenen Gürtel, den Schleier der Gottesmutter, einen Teil des Strickes, mit dem Christus an die Geißelsäule angebunden war, Teile vom heiligen Kreuz, das Stück eines Kreuznagels, ein Stück von dem Schwamm, mit dem Christus getränkt ward, von der Kreuzestafel, von der Dornenkrone und von dem Rohrstab der Verspottung.

Das alles aber sind nur kleine Heiligtümer. Die vier Hauptstücke, die „großen Heiligtümer", bestehen aus dem Lendentuch des Gekreuzigten, dem Kleid der Jungfrau Maria, dem Tuch, mit dem der Kopf Johannis des Täufers nach der Enthauptung umhüllt und begraben wurde, und endlich den Windeln Jesu Christi.

Die Windeln von Bethlehem. Maria gebar ihren ersten Sohn Jesus in einem Stall, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe....

Erst zwölfhundert Jahre später hören wir wieder etwas von den Windeln. Aus Konstantinopel wurden sie nach Aachen gebracht. Wie sie nach Konstantinopel gekommen sind, darüber schweigt sich die Geschichte aus. Nach einer alten Legende sollen sie in Jerusalem gestohlen worden sein. Jedenfalls sind sie jetzt in Aachen. Eine große Anzahl Theologen hat sich bemüht, den Beweis für die Echtheit der Windeln zu erbringen. Keiner aber kann den Alibibeweis auf die Zeit vor 1237 ausdehnen. Als vor etwa zwei Jahrzehnten der damalige Erzbischof von Köln, Kardinal Fischer, gefragt wurde, was er von der Echtheit der Windeln hielte, antwortete er ernst und gelassen: „Ob sie echt sind, weiß ich nicht. Jedenfalls sind sie sehr alt. Und wenn sie sehr alt sind, sind sie verehrungswürdig".

Seit mehr als siebenhundert Jahren pilgert man nach Aachen. Früher strömten die Gläubigen zu Fuß in die Stadt, heute kommen sie in Sonderzügen der Reichsbahn...

Die Reliquien sind sehr alt. Das angeblich aus Palästina stammende Gewebe droht auseinanderzufallen. Deswegen faltet man die Windeln schon nicht mehr auseinander. Im Beisein hoher kirchlicher Würdenträger und der Spitzen der Reichs-, Staats- und städtischen Behörden wurden vor einigen Tagen die Reliquienschreine geöffnet. So geschieht es alle Jahre. Einige Wochen lang werden die Reliquien dann vom Turm des Münsters dem Volke gezeigt...

Der Anblick der Reliquien gibt den Pilgern Stärke.

Wie ist der Kuß entstanden?

„Warum küssen sich die Menschen?" fragt Scheffels weiser Kater Hiddigeigei im „Trompeter von Säckingen" und bekundet damit die Verwunderung, die die Tierwelt über diese sonderbare Gewohnheit die Menschheit ergreift. Uns aber erscheint diese süße Art der Begrüßung und der Liebkosung so natürlich und selbstverständlich, daß wir uns eine Welt ohne Kuß gar nicht denken können. Auch dies ist ein Irrtum. Bekanntlich gibt es eine große Anzahl von Völkergemeinschaften, die den Kuß nicht kennen und sich von dieser „sinnlosen Prozedur" schaudernd abwenden. Man braucht ja nur an die Japaner zu denken, die erst durch den Film die Kußmode kennengelernt haben und sich noch heute gegen sie ablehnend verhalten. Auch bei primitiven Völkern fehlt vielfach der Kuß, und man hat daraus geschlossen, daß es sich dabei um eine verhältnismäßig junge Neuerung in der Geschichte der Menschheit handelt. Es ist ziemlich sicher, daß sich Adam und Eva nicht geküßt haben, sondern für ihre Liebkosungen das — Nasenreiben verwendeten. Der gelehrte britische Ethnologe Warren R. Dawson beschäftigt sich in seinem soeben erschienenen Werk „Der Zügel des Pegasus" mit der Entstehung der Kußsitte und kommt zu der Behauptung, daß der Kuß eine „entartete" — oder wie wir vielleicht höflicher sagen würden „veredelte" — Form der Zeremonie des Nasenreibens ist, durch die ebenso die alten Aegypter der Pyramidenzeit wie die modernen Maoris von Neuseeland sich begrüßen. Diese Zeremonie wird aus uralten mythischen Vorstellungen erklärt. Das Reiben der Nasen war eine Erleichterung des Riechens und ursprünglich ein Teil eines heiligen Vorganges, bei dem der Gott den Atem des Lebens in die Nüstern des Königs einblies. Das war die göttliche Methode, um Lebenskraft und Herrschermacht auf den lebenden König zu übertragen und den toten Herrscher dadurch zu neuem Leben zu erwecken. Als dann im Lauf der Zeiten diese rituelle Zeremonie von den Fürsten auch auf die gewöhnlichen Sterblichen übertragen wurde, wurde das Nasenreiben, d. h. des Einblasen der Lebenskraft in einen anderen, unter den Völkern als Gruß und Bezeugung einer Freundlichkeit allgemein. Es war eine Weiterentwicklung, als man im europäischen Altertum dazu überging, den Atem direkt von Mund zu Mund zu übertragen, und so kam es zu der Berührung der Lippen, die gewiß bald als angenehm empfunden und von den Liebenden eifrig benutzt wurde. So geht also letzten Endes der Kuß auf den Glauben zurück, daß man dem anderen etwas von dem Kostbarsten, was man besitzt, nämlich von seinem eigenen Lebensodem mitteilt.



Wie lange behält Deutschland noch einen Geburtenüberschuß?

Ein Menetekel: die Abnahme des Geburtenüberschusses gegenüber der Vorkriegszeit, die auch in den letzten Jahren erschreckende Fortschritte gemacht hat — eine Folge der wirtschaftlichen Notlage weitester Bevölkerungskreise in Deutschland.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 408,7

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12,05: Mittagskonzert. 15: Vorträge. 15,40: Volkstümliches Konezrt. 17,25: Unterhaltungskonzert. 19,05: Aus Warschau. 20: Literarische Stunde. 20,15: Volkstümliches Konzert. 22: Aus Warschau.

Montag. 12,05: Mittagskonzert. 15,50: Aus Krakau. 16,35: Schallplatten. 17,35: Plauderei über Radiotechnik. 18: Volkstümliches Konzert. 19: Literarische Stunde. 20,15: Internationales Konzert. 23: Tanzmusik.

Warschau — Welle 1411,8

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12,10: Mittagskonzert. 15,30: Vorträge. 17,25: Unterhaltungskonzert. 18,45: Vorträge. 19,25: Schallplatten. 20: Literarische Stunde. 20,15: Volkstümliches Konzert. 22: Zur Unterhaltung.

Montag. 12,10: Mittagskonzert. 15,50: Aus Krakau. 16,15: Schallplatten. 17,35: Französisch. 19,45: Für den Landwirt. 20: Vortrag. 20,15: Internationales Konzert. 23: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 253. **Breslau Welle 325.**

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13,06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15,35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19,20: Wetterbericht. 22,00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24,00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, 20. Juli: 8,45: Glockengeläut der Christuskirche. 9: Morgenkonzert auf Schallplatten. 10,30: Aus Gleiwitz: Evangelische Morgenfeier. 11,15: Aus der Stadthalle Mainz: Festakt anläßlich der Anwesenheit des Reichspräsidenten. 13,10: Aus Gleiwitz: Unterhaltungskonzert. 14,30: Mittagsberichte. 14,40: Schachfunk. 15: Das Lied vom Rhein. 15,35: Stunde des Landwirts. 16: Kinderstunde. 16,30: Rätselfunk. 16,40: Aus dem Dante-Stadion, München: Handball-Länderspiel der Arbeiter-Sportverbände Deutschland — Schweiz. 17,10: Aus Wiesbaden: Empfang des Reichspräsidenten im Kurhaus Wiesbaden. 17,15: Konzert. 18: Vom Festplatz Wiesbaden: Besuch des Reichspräsidenten. 18,20: Wettervorhersage für den nächsten Tag. Anschließend: Wiener Volksmusik. 19,20: Wiederholung der Wettervorhersage, anschließend Dora Saloschin liest aus dem „Hasenroman". 19,50: Der Arbeiter hört zu. 20,15: Aus dem „Stadtgarten" Gleiwitz: Volkstümliches Konzert. 22,10: Zeit, Wetter, Presse, Sport, Programmänderungen. 22,40: Tanzmusik auf Schallplatten. 24: Funkstille.

Montag, 21. Juli: 16: Aus Gleiwitz: Der Aberglaube des Oberschlesiers. 16,30: Unterhaltungskonzert des Funktrios. 17,30: Kurt Martens zum 60. Geburtstag. 18,15: Berichte über Kunst und Literatur. 18,40: Das Fernsehen von vorgestern und übermorgen. 19,05: Wettervorhersage für den nächsten Tag, anschließend Abendmusik auf Schallplatten. 20: Wiederholung der Wettervorhersage, anschließend: Worüber spricht man zwischen Jerusalem und Bombay? 20,30: Aus Wien: Internationaler Programmaustausch. 22: Zeit, Wetter, Presse, Sport, Programmänderungen. 22,25: Funktechnischer Briefkasten: Beantwortung funktechnischer Anfragen. 22,40: Funkstille.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Am Sonntag, den 20. Juli, Ausflug an die Klodnitz. Abmarsch 6 Uhr früh vom Volkshaus. Freunde unserer Bewegung werden hierbei gern gesehen.



Der Weg zum Herzen des Mannes

Königshütte. Am Mittwoch, den 23. d. Mts., abends 6 Uhr, Vorstandssitzung. Das Erscheinen aller Vertreter der einzelnen Kulturvereine sehr erwünscht.

Versammlungskalender

Wochenplan der D. S. J. P. Kattowitz für die Zeit vom 15. bis 20. Juli 1930.

Sonntag: Fahrt, Treffpunkt Blücherplatz, früh 5½ Uhr.

Wochenprogramm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonnabend, den 19. Juli: Falkenabend.

Sonntag, den 20. Juli: Ausflug an die Klodnitz.

Gründungsversammlung des Arbeiterschachbundes.

Am Sonnabend, den 19. Juli, abends um 8 Uhr, findet im Zentralhotel (1. Stock) in Kattowitz, die erste Versammlung des zu gründenden Schachbundes statt. Alle proletarischen Schachvereine, welche ein gewisses Interesse für die Gründung besitzen, werden ersucht, zu dieser Versammlung je zwei Delegierte zu entsenden; wiederum die Ortschaften, welche keine Schachvereine besitzen, jedoch Schachinteressenten unsererseits aufweisen können je einen Delegierten. Schachfreunde, die am 19. früher als zur festgesetzten Zeit zur Versammlung erscheinen, werden ersucht, sich zwecks näherer Auskunft an den Ober Günter Rudolf zu wenden.

Touristenverein „Die Naturfreunde" Kattowitz.

Touren-Programm für den Monat Juli/August 1930.

Sonntag, den 20. Juli 1930: „Dieckowicer Wälder". Fahrt bis Myslowitz. Abfahrt 5,55 Uhr früh, IV. Klasse. Führer Gen. Niestroj.

Sonntag, den 27. Juli 1930: „Burgruine Hudow". Fahrt bis Bradegrube. Abfahrt 6,15 Uhr früh, IV. Klasse. Führer Gen. Seidel.

Sonntag, den 3. August 1930: „Autotour nach der Blatnia." Fahrpreis 5 Zloty.

Sonntag, den 10. August 1930: „Lawek". Abmarsch. 5,00 Uhr früh, Blücher-Platz. Führer Gen. Hoffmann.

Tourenprogramm des Touristenvereins Königshütte.

Sonnabend, den 19. und Sonntag, den 20. Juli: „Blaue Tour", Führer Gen. Pietruschka. Treffpunkt um 8½ Uhr abends am Volkshaus. Nur für männliche Teilnehmer.

Sonntag, den 27. Juli: „Josefstal", Führer Gen. Schlensok. Treffpunkt: Platz an der Josefskirche, um 5 Uhr früh. Diese Tour, verbunden mit praktischen Uebungen: erste Hilfe bei Unglücksfällen, wozu der Genosse Siebeneichler, vom Arbeiter-Samariter-Bund Gleiwitz, gewonnen wurde, ist für jeden Touristen von besonderer Bedeutung, daher werden Interessenten anderer Ortsgruppen zur Teilnahme aufgefordert.

Sonntag, den 3. August: „Ins Schlaraffenland". Treffpunkt: Volkshaus, 5 Uhr früh.

Welnowiec. (D. S. A. P. und Arbeiterwohlfahrt.) Unsere nächste Mitgliederversammlung findet Sonntag, den 20. Juli, nachmittags 3 Uhr, im Saale des Zentralhotels statt. Vollzähliges und pünktliches Erscheinen aller Mitglieder erwünscht. Gäste willkommen! Referent Genosse Peschka.

Königshütte. (D. S. A. P. u. Arbeiterwohlfahrt.) Am Freitag, den 25. Juli, abends 7,30 Uhr, findet im Büfettzimmer des Volkshauses an der ul. 3-go Maja eine Mitgliederversammlung der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei und der Arbeiterwohlfahrt statt. Referent: Genosse Kowoll.

Königshütte. (Holzarbeiter.) Sonntag, den 20. Juli, vormittags 10 Uhr, im Volkshaus Mitgliederversammlung. Pünktliches Erscheinen ist Pflicht.

Königshütte. (Freidenker.) Am Sonntag, den 20. Juli, vormittags 9½ Uhr, hält der Freidenkerverein im Dom Ludowy, ul. 3-go Maja 6, seine Mitgliederversammlung ab. Gäste willkommen!

Königshütte. (Freidenker.) Am Sonntag, den 20. Juli cr., nachmittags 3 Uhr, findet in Krol. Huta (Volkshaus), ul. 3-go Maja 6, die diesjährige Jugendweihe statt, anschließend mit Familienkränzchen, zu welcher alle Ortsgruppen mit ihren Angehörigen eingeladen sind. Nur geladene Gäste haben Zutritt.

Krol. Huta. (Jugendweihe.) Sonntag, den 20. Juli, 3 Uhr nachm., findet im Volkshaus, Krol. Huta, ul. 3-go Maja, die diesjährige Jugendweihe des Proletarischen Freidenkerbundes statt.

Königshütte. (Arbeitslosenversammlung der Freien Gewerkschaften.) Am Mittwoch, den 23. Juli, vormittags 9 Uhr, findet im Volkshause eine Arbeitslosenversammlung der Mitglieder der Freien Gewerkschaften statt. Zutritt wird nur gegen Vorzeigung des Mitgliedsbuches gewährt.

Eichenau. (D. S. A. P. u. Arbeiterwohlfahrt.) Am Sonntag, den 20. Juli, vormittags 9½ Uhr, findet im Lokal Achtelik eine sehr wichtige Mitgliederversammlung statt. Sämtlichen Mitgliedern des Bergarbeiterverbandes und die Abonnenten des „Volkswille" sind zu dieser Versammlung eingeladen. Referent: Genosse Gorny.

Myslowitz. Sonntag, den 20. Juli, nachmittags 3 Uhr, ruft der Vorstand der D. S. A. P. eine Vorstandssitzung ein und ladet die Vorstände der D. S. J. P. und des Gesangvereins ein. Anschließend findet um 4½ Uhr eine Monatsversammlung der „Freien Sänger" statt. Da wichtige Punkte auf der Tagesordnung stehen, ist zahlreicher Besuch erwünscht.

Myslowitz. (Freie Sänger.) Die Gesangprobe findet am Sonnabend, den 19. Juli, abends 7 Uhr, in unserem Vereinszimmer statt.

Myslowitz. (D. S. J. P.) Bei der nächsten Feierschicht findet eine Versammlung der D. S. J. P. im Vereinslokal beim Herrn Tomczak um 7 Uhr abends statt.

Nikolai. (Ortsausschuß.) Sonntag, den 20. Juli, nachmittags 3 Uhr, findet im Lokale des Herrn Janota (am Ringe) die Ortsausschußsitzung der Freien Gewerkschaften statt. Es ist Pflicht aller Delegierten restlos zu erscheinen. Einladungen ergehen nicht.

Nikolai. (D. S. A. P., Arbeiterwohlfahrt, freie Gewerkschaften und Kulturvereine.) Zwecks einem Besuch der Bielitzer Genossen, ist am 3. August ein Ausflug nach Bielitz beabsichtigt. Der Ortsverband ersucht alle diejenigen Mitglieder, welche daran teilnehmen wollen, sich unverzüglich in den nächsten Tagen bei dem Vorsitzenden der D. S. A. P. anzumelden, damit die nötigen Vorbereitungen rechtzeitig erledigt werden können.

Ober-Lazisk. (D. S. A. P.) Am Sonntag, den 20. Juli, nachmittags 3 Uhr, bei Mucha Mitgliederversammlung. Vollzähliges Erscheinen aller Parteigenossen, Genossinnen und Gewerkschaftler erwünscht. Referent: Genosse Kowoll.

Mittel-Lazisk. (D. S. A. P.) Sonntag, den 20. Juli, nachmittags 5 Uhr, findet im Lokal Osadly die fällige Mitgliederversammlung statt. Vollzähliges Erscheinen aller Genossen notwendig. Referent: Genosse Kowoll.